Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens
Jahrgang 1925
Band 8



Von der **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von Rm. 1.30 (ausschließlich Bestellgeld). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich

pzig



Ein Schelmenlied
Nach einem Gemälde von V. Schivert

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von
hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

8. Band / Jahrgang 1925



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien



Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Zwei Kunstblätter

Im Schatten der Schuld

Novelle von Alexandra von Bosse

Wenige Minuten bevor der Zug abging, kam ein Herr in das halbe Abteil der zweiten Klasse, in dem Sibylle allein zu bleiben gehofft hatte. Sie stand am herabgelassenen Fenster, sprach noch mit Schwester und Schwager und Karl Weigand, die sie zur Bahn begleitet hatten, drehte sich kurz nach dem Herrn um, der sein Gepäck im Netz unterbrachte, errötete, und beugte sich, rasch sich abwendend, wieder aus dem Fenster.

Ihr Herz klopfte so heftig, daß sie nicht verstand, was ihre Schwester Marie sagte; sie nickte nur, reichte ihr, dem Schwager und dann Karl Weigand noch einmal die Hand hinab, als der Zug schon zu rollen begann.

Karl Weigand lief, den Hut in der Hand, noch ein Stück nebenher und rief: „Auf Wiedersehen! Auf baldiges Wiedersehen!"

Dann fuhr der Zug aus der dunklen Halle des Anhalter Bahnhofs in den trüben, frostigen Maimorgen hinaus.

Als Sibylle sich an ihren Fensterplatz setzte, streiften ihre Blicke flüchtig den Reisegefährten, der noch im letzten Augenblick in das Abteil gekommen war. Er saß an der Tür; seinen weichen, grauen Hut hatte er mit einer Reisemütze vertauscht und las im Kursbuch. Jetzt war sie sicher. Bernd von Glichardt, ihres verstorbenen Bruders einstiger, bester Freund, saß hier im Wagen. Seit zehn Jahren hatte sie ihn nie mehr gesehen und nun auf den ersten Blick wiedererkannt. Er mußte aus Amerika heimgekehrt sein, ohne daß sie davon erfahren. Warum hatte er sie nicht aufgesucht?

Sie überlegte; fand es aber erklärlich; ihr Vater, der General von Keil, und ihre Mutter waren vor einigen

Jahren gestorben. Die Schwestern und sie selber hatten sich verheiratet. Der Bruder Werner war in den ersten Wochen des Weltkrieges gefallen. Das Haus, in dem der Freund des Bruders früher verkehrt hatte, bestand nach seiner Rückkehr nicht mehr.

Als Bernd von Glichardt vor etwa zehn Jahren aus Berlin verschwunden war, hieß es, er sei „um die Ecke gegangen". Man erzählte allerlei. Das Halten von Rennpferden, Spiel und Schulden sollten ihn heruntergebracht haben, so daß seine beiden älteren Brüder es für nötig hielten, ihm Amerika als Aufenthalt zu empfehlen. Es war nicht ungewöhnlich, daß ein lebenslustiger junger Mann auf diese Weise seine Laufbahn beendete; meist hörte man dann nichts mehr von derartig entgleisten jungen Menschen. Niemand fragte noch nach ihnen.

Da die älteren Brüder Glichardt nie im Hause des Generals von Keil verkehrten, waren sie mit der Familie auch weiterhin nicht in Berührung gekommen; darum wohl hatte man auch nichts von Bernds Heimkehr erfahren.

Sibylle begann in einer der Zeitschriften zu lesen, die Karl Weigand zu ihrer Unterhaltung besorgt, schaute aber darüber hinweg ab und zu unauffällig zu Bernd Glichardt hinüber. Er war es zweifellos! Nur wenig hatte er sich in den zehn Jahren verändert, und da er keinen Bart trug, sah er kaum älter aus, als da sie ihn zuletzt gesehen. Es war noch das gleiche schmale Gesicht mit der scharf vorspringenden Nase, dem wohlgeformten Mund und energischem Kinn. Nur die feinen Fältchen, die von den äußeren Winkeln seiner grauen Augen ausstrahlten, und ein paar tiefere Falten zwischen den dunklen Brauen verrieten, daß auch an ihm die Jahre nicht spurlos vorübergegangen waren. Und sein dunkelblondes

Haar schien dunkler geworden zu sein, soviel sie davon unter der Mütze sehen konnte.

Nun stand er auf, legte das Kursbuch weg und griff nach einer Zeitung. Dabei schaute er kurz zu ihr hinüber, die Blicke begegneten sich, aber kein Zeichen des Erkennens blitzte in seinen Augen auf. Sibylle sah, daß er so schlank und sehnig wie einst war; keine Spur von Behäbigkeit war an ihm zu merken.

Er setzte sich wieder und begann zu lesen.

Sibylle fühlte sich fast ein wenig gekränkt, daß er sie nicht wiedererkannte. Dann aber fiel ihr ein, daß es doch eigentlich nicht verwunderlich war. Als Bernd von Glichardt vor zehn Jahren als Freund ihres Bruders im elterlichen Haus verkehrt hatte, war sie ein schüchternes, eckiges Schulmädel von vierzehn Jahren gewesen, das der junge Dragonerleutnant kaum beachtete. Er hatte damals ihrer ältesten Schwester Lori, die im gleichen Alter wie er stand, den Hof gemacht und gewiß nicht geahnt, wie schwärmerisch die kleine Sibylle für ihn entflammt gewesen war.

Jetzt war sie eine junge Frau. Man konnte also nicht erwarten, daß er sie wiedererkannte. Sie fand es erheiternd, daß nur sie ihn wieder erkannt hatte, und doch brannte sie darauf, sich ihm zu erkennen zu geben.

Aber Sibylle war noch immer schüchtern; sie brachte die Keckheit nicht auf, ihn anzureden, vielleicht gerade deswegen nicht, weil sie als halbes Kind ihn so schwärmerisch und hoffnungslos unglücklich geliebt hatte. Noch erinnerte sie sich an die Qualen der Eifersucht, weil er sich immer nur um Lori und nie um sie, die unansehnliche Kleine, gekümmert hatte.

In der Erinnerung an jene Zeit durchlebte sie all diese Qualen wieder. Ab und zu betrachtete sie ihn verstohlen,

lächelte über ihre damaligen kindlichen Liebesschmerzen, aber immer erregter begann dabei ihr Herz zu pochen. War es die Freude, ihn wiederzusehen, die es schneller schlagen ließ, oder eine Ahnung kommender Ereignisse, welche dies Wiedersehen zur Folge haben sollten? —

Berlin und seine an dieser Strecke gelegenen häßlichen Vorstädte lagen nun schon weit zurück; grau und reizlos breitete sich draußen die märkische Landschaft, durch die der Zug dahineilte; der Himmel war von weißlichen Nebelwolken gleichmäßig überzogen. Nur wenn zwischen den Kiefern, die hier als Baumbestand noch vorherrschten, das helle Grün von Birken und Buchen aufleuchtete, merkte man, daß es Frühling war.

Fast eine Stunde war verstrichen. Allmählich wurde die Landschaft freundlicher; die Wolken teilten sich und die Sonne blitzte hindurch. An Dörfern brauste der Zug vorüber; blühende Bäume sah man da und dort in Gärten. Smaragdgrün leuchteten junge Saaten im Sonnenschein; immer blauer strahlte der Himmel.

Bernd von Glichardt, der offenbar aufmerksam die größeren Artikel in der Zeitung las, achtete nicht auf die Umgebung. Es schien sich keine Gelegenheit zu bieten, ein Gespräch mit ihm zu beginnen. Allmählich wurde Sibylle ungeduldig. Dann sah sie, wie er seine Zigarettendose aus der Tasche nahm und sie öffnete. Bald mochte ihm jedoch eingefallen sein, daß der Rauch seine Reisegefährtin belästigen könnte; er drückte die Dose wieder zu und wollte sie eben wieder einstecken. Sibylle faßte Mut; freundlich sagte sie: „Bitte, rauchen Sie nur, es ist mir nicht unangenehm.“

Überrascht blickte er auf, verneigte sich und erwiderte: „Wenn Sie nichts dagegen haben, gnädige Frau.“

„Nein, gar nicht,“ sagte sie lächelnd, rasch sprach sie

weiter: „Sie haben ja früher oft genug in meiner Gegenwart geraucht, Herr von Glichardt, ohne mich um Erlaubnis zu fragen."

Die Zigarette, die er aus der Dose genommen, entglitt fast seinen Fingern, so überraschte es ihn, als er seinen Namen hörte.

Erstaunt fragte er: „Früher? — „Verzeihen Sie, Gnädigste, ich erinnere mich nicht ..."

„Wie sollten Sie sich auch an Werner Keils jüngste Schwester erinnern."

„Werner! Er ist tot."

„Ja, er fiel vor Antwerpen."

„Das erfuhr ich. Und Sie sind ...?"

„Seine jüngste Schwester Sibylle."

„So? Die kleine Bylli!"

Die Abkürzung ihres Namens hatte sie lange nicht mehr gehört; es freute sie daß er sich noch daran erinnerte.

„Wer hätte ahnen können, daß die kleine Bylli je so hübsch werden würde!" sagte er unbedacht.

„War sie denn so häßlich?"

„Das wollte ich damit gewiß nicht sagen," versicherte er, „aber es wundert mich nun nicht, daß ich Sie nicht wiedererkannte. Sie gleichen weder Ihrer Schwester Lori, noch sind Sie Marie ähnlich. Wie geht es Lori? Ich hörte, daß sie sich verheiratet habe."

„Ja! Auch Marie ist verheiratet." Sibylle fühlte sich fast gekränkt, weil er gleich nach Lori fragte. Gleichmütig sagte sie: „Lori hat einen Bankdirektor Salber geheiratet. Sie hat drei Kinder, und Sie würden sie kaum wiedererkennen, so stark ist sie bei dem guten Leben, das sie führt, geworden."

„So geht es," murmelte Bernd und betrachtete Sibylle wohlgefällig.

Sie war schlank; das gefiel ihm. Ihm gefiel auch ihr Gesicht mit den ausdrucksvollen, dunkelblauen Augen und das leichtgewellte hellbraune, altgoldenschimmernde Haar. Er wunderte sich, daß er früher die kleine Bylli so wenig beachtet hatte, denn sie mußte sicher auch als Kind anziehend gewesen sein. Aber damals hatte er die hochblonde, imposante Lori angebetet und für nichts andres Augen gehabt.

„Wie froh bin ich, Sie wiederzusehen, gnädige ... nein, gnädige Frau kann ich zu meines lieben Werners Schwester nicht sagen," unterbrach er sich.

Freundlich sagte sie: „Nennen Sie mich doch Sibylle, Bernd Glichardt."

Da ergriff er ihre Hand und küßte sie: „Ja, das will ich! Danke!"

Fragen und Antworten folgten nun in raschem Wechsel. Gemeinsame Erinnerungen machten sie schnell einander vertraut und die Liebe, die Sibylle für den verstorbenen Bruder, er für den auf dem Feld der Ehre gefallenen Freund empfanden, führte sie rasch zusammen.

Er erzählte, daß er bei Kriegsausbruch von Amerika nach Deutschland zurückgekehrt sei, wie viele gleich ihm. Als Heizer auf neutralem Schiff war er herübergekommen. Seit Januar im zweiten Kriegsjahr hatte er an der Front gekämpft, war, bis auf leichtere Verwundungen, unversehrt und gesund geblieben.

„Ein schlechter Pfennig geht nicht verloren," meinte er scherzend.

Drüben in Amerika war es ihm zuvor nicht schlecht ergangen. Er hatte in Kalifornien eine Farm billig erwerben können, tüchtig gearbeitet und den verwahrlosten Besitz bald hochgebracht. Gute Ernten kamen ihm zustatten. Ein amerikanischer Freund hatte ihm die Farm

abgekauft, bevor er abreiste. Der Amerikaner versuchte, ihn zurückzuhalten, da er meinte, der Krieg würde doch nicht lange dauern.

„Aber wie konnte ich ruhig drüben bleiben, während Deutschland um sein Leben rang?"

„Nein, das durften Sie nicht."

Bernd erzählte weiter. Der amerikanische Freund wollte ihm nun die Farm zum gleichen Preis, den er dafür gezahlt, wieder zurückgeben, aber dazu fehle es ihm an Geld. Leider! Denn er sehne sich nach anstrengender Arbeit und der eigenen Scholle, gleichviel, ob sie in der Fremde läge.

Dann erzählte Sibylle. Er hörte, daß sie mit dem bayrischen Oberleutnant von Grundweg verheiratet gewesen sei, den sie kennengelernt hatte, als er vor dem Krieg zur Telegraphenschule in Berlin kommandiert war. Aber sie verschwieg, daß sie damals doch lange Zeit zögerte, Grundwegs Werbung anzunehmen, weil sie noch immer an ihn, Bernd von Glichardt, als Ideal ihrer Jungmädchenträume, gedacht.

Nur zwei Jahre hatte ihre Ehe gedauert; eigentlich nur acht Wochen, die Ludwig von Grundweg auf Urlaub mit ihr verlebte. Dann war er im Krieg gefallen.

Weiter vernahm er, daß sie seit Ende des Krieges bei ihrer Schwester Marie lebe, die seit neun Jahren mit dem Freiherrn von Haun verheiratet sei und vier Kinder habe. Nachdem die deutsche Armee aufgelöst worden sei, habe er Stellung an einer Bank gefunden. Ihr sei eine unverhoffte Erbschaft zugefallen. Ein Onkel ihres Mannes, dessen Lieblingsneffe er gewesen, habe ihm seinen in Niederbayern gelegenen Besitz, ein Waldgut, vermacht und das gehöre nun ihr, da ihr Mann sie testamentarisch zur Universalerbin eingesetzt habe.

„Wer doch auch so einen Onkel hätte!“ sagte Glichardt.

„Ja, das war allerdings eine große Überraschung. Meine Geschwister raten mir, das Gut zu verkaufen, weil es so abseits liegt und so gut wie keine Nachbarschaft hat, die gesellschaftlichen Verkehr bietet. Die nächste Station einer Zweigbahn ist zehn Kilometer entfernt; die nächste kleine Stadt sogar dreißig Kilometer. Aber ich habe mich zum Verkauf noch nicht entschlossen.“

„Das würde ich an Ihrer Stelle ohne dringende Notwendigkeit auch nicht tun. Grundbesitz behält seinen Wert, während alles andre in unsrer Zeit verloren gehen kann.“

„Das dachte ich mir auch. Jetzt reise ich nach Buchmühl, so heißt das Gut, wo, wie Haun sagt, Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen. Ich will sehen, wie man dort leben kann. Ich bestand darauf, allein hinzureisen, um mir alles unbeeinflußt anzusehen.“

„Aber Sie können dort doch nicht selbständig wirtschaften.“

„Nein, ich habe ja keine Ahnung davon. Es ist da glücklicherweise ein bejahrter, tüchtiger Verwalter, der alles im Sinne des Onkels weiterführt. Auch eine alte Haushälterin ist dort, die mir schrieb, ich möge nur kommen, es sei alles in bester Ordnung.“

„Darf man Sie gelegentlich in Ihrem Reich heimsuchen?“

Leichthin, nur um etwas zu sagen, hatte er gefragt.

Eifrig stimmte sie zu: „Ja, ja, kommen Sie!“ Vor Eifer errötend, sagte sie impulsiv: „Kommen Sie doch gleich mit.“

„Gern! Aber leider kann ich augenblicklich nicht.“

„Auch nicht für einen oder zwei Tage? — Da könnten Sie Buchmühl mit mir zusammen ansehen und mir vielleicht raten, ob ich es behalten soll.“

„Leider geht das nicht. Ich muß schnellstens nach München."

Enttäuscht fragte sie: „Erwarten Sie dort so dringende Geschäfte?"

„Leider ja! Sollte sich dort alles schnell und zur Zufriedenheit erledigen, dann käme ich nach Buchmühl, das verspreche ich Ihnen."

„Und wenn nicht ...?"

„Dann sehen Sie mich wohl überhaupt nie wieder."

„Sie scherzen."

„Nein. Dann verlasse ich Deutschland und verschwinde irgendwo."

„Wollen Sie wieder nach Amerika?"

„Das wäre mir am liebsten, doch fehlen mir dazu alle jetzt nötigen Genehmigungen. Vorläufig steht mir ohne Schwierigkeiten nur Österreich offen."

Ohne Neugier, nur teilnehmend, weil sie sah, wie sein Gesicht sich verdüsterte, sein Mund zuckte, fragte sie: „Warum wird das vielleicht nötig sein?"

Er blickte eine Weile schweigend aus dem Fenster. Ihre Frage schien er überhört zu haben.

Sie näherten sich Leipzig. Aus frischem Grün und blühenden Bäumen tauchten Dörfer und Landhäuser auf, die Nähe einer großen Stadt ankündend, da und dort sah man die langen Schornsteine von Fabriken.

Sibylle erhoffte kein Wort mehr auf ihre Frage. Sie glaubte, er könne darauf vielleicht nicht antworten. Da sagte er unerwartet: „Vielleicht wird man mich dann verfolgen. Vielleicht werden Sie bald meinen Steckbrief in der Zeitung lesen und sich über mich entsetzen."

Überzeugt, daß er scherzte, wie er das früher gern getan, lachte sie. Aber er blieb ernst und sagte leise: „Es kann wirklich so kommen."

„Haben Sie sich politisch bloßgestellt, oder ...“ fragte sie.

Ehe er sprechen konnte, kam der Schaffner herein und verlangte die Fahrkarten. Dann rollte der Zug in die Riesenhalle des neuen Leipziger Bahnhofs ein.

Obwohl sie fünfzehn Minuten Aufenthalt hatten, stiegen sie nicht aus. Auf dem Bahnsteig war viel Verkehr, und Sibylle fürchtete, sie könnten weiter nicht mehr allein bleiben und sie würde nie erfahren, warum Bernd vielleicht aus Deutschland fliehen müsse. Doch die Leute mochten meinen, daß sie ein junges Hochzeitspaar wären, denn wer hereinschaute, ging weiter; die zweite Klasse war nicht stark besetzt und anderswo fand sich noch Platz genug.

Glichardt wollte vom Fenster aus belegte Brötchen kaufen, und fragte Sibylle, ob er für sie auch etwas nehmen dürfe. Sie dankte. Marie hatte ihr mehr als genug Eßbares mitgegeben. Sie packte aus und sie frühstückten gemeinschaftlich. Bernd schien seine Sorgen wieder vergessen zu haben. Sie bot ihm einen Teil ihres gebratenen Hühnchens an, das sie zierlich zerteilt hatte, und nahm dafür von ihm eine frische Semmel.

Sie aßen beide noch, als der Zug wieder zu fahren begann. Nun eilten sie durch das fruchtbare, schöne Sachsenland, das in der Pracht der Baumblüte stand.

Nachdem sie ihren Schmaus beendet, fragte Bernd, bis wohin sie zusammenreisen würden, und erfuhr, daß sie in Regensburg aussteigen und dort über Nacht bleiben wolle. Von da müßte sie am folgenden Morgen zuerst nach Plattling und von dort mit einer Zweigbahn weiter fahren. Auf der Karte im Kursbuch suchten sie dann die kleine Station, von der aus Buchmühl zu erreichen war.

„Also dort liegt Ihr Besitz," sagte Bernd von Glichardt und seufzte.

„Ja, nun wissen Sie den Weg. Wann darf ich Sie erwarten?" fragte sie begierig.

„Bald oder nie."

„Ach, Bernd, sprechen Sie nicht weiter in Rätseln. Sagen Sie klipp und klar, welches Verbrechen haben Sie begangen?"

Sie hatte es schmollend und scherzhaft gesagt.

Ernst, fast finster sah er sie an und fragte rasch: „Könnten Sie glauben, daß ich wirklich ein Verbrechen beging?"

„Nein! Wie könnte ich das glauben!"

„Auch nicht, wenn ich wegen eines Verbrechens verfolgt, verhaftet, vor Gericht gestellt und verurteilt würde?"

Entsetzt sah sie ihn an.

„Bernd! Was reden Sie da?"

Durchdringend schaute er sie an. Angst vor der schrecklichen Möglichkeit ergriff sie, preßte ihr das Herz zusammen, hemmte ihren Atem.

„Nehmen Sie an, es käme so," sagte er.

Da sah sie ihn an, und aus ihren Augen strahlte ihm so viel Vertrauen entgegen, daß ihm warm ums Herz wurde.

„Wie könnte ich so etwas Gräßliches annehmen, Bernd!"

Er nahm ihre Hand, küßte sie und hielt sie fest, während er ihr in die Augen sah, die sie mit bangem Ausdruck zu ihm erhob. Leise und eindringlich sprach er weiter: „Sibylle, es kann im Leben eines Menschen etwas geschehen, das ihn schuldig erscheinen läßt, auch wenn er nicht schuldig ist. Umstände können ihn sogar zwingen, sich schuldig zu bekennen und Strafe auf sich zu nehmen.

Deutschland ist so gezwungen worden, eine Schuld zu bekennen, wovon es sich frei wußte."

„Aber alle, die nicht böswillig sind, wissen, daß es nicht wahr ist."

„Aber wenn ich selber vor Gericht die Schuld eingestehen würde, Sibylle?"

„Welche Schuld?" fragte sie und entzog ihm unwillkürlich die Hand. „Ach, Sie scherzen nur!" rief sie.

Er lachte hart.

„Ja, ich scherze. Ich möchte nur wissen, ob Sie auch dann glauben würden, daß ich nicht schuldig bin, wenn ich das Ihnen — Ihnen allein — versichern würde. Vielleicht würde mir daran liegen, daß Sie trotz allem glauben, daß ich nicht schuldig bin."

Sie erkannte, daß er nicht scherzte, schaute ihn fragend an und konnte nicht gleich antworten.

Wieder lachte er kurz auf. Dann redete er weiter: „Nein, wie könnten Sie das! Warum sollten Sie mir glauben, wenn ich mich vor aller Welt selber schuldig bekannt hätte?"

Eifrig sagte sie: „Wenn Sie mir — mir allein versichern, daß Sie nicht schuldig sind, würde ich Ihnen glauben."

„Sibylle . . .?"

„Wahrhaftig! Trotz allem! Trotz allem!"

Im Eifer hielt sie ihm dabei ihre beiden Hände entgegen; es war, als biete sie sich damit rückhaltlos ihm dar. Rasch ergriff er ihre Hände, die sich vertrauend in seine schmiegten, und zog sie an sich. Sie bog den Kopf zurück, sah ihn an mit schimmernden Augen.

„Sibylle — Bylli — du weißt ja nicht . . ." stammelte er. Sie lächelte ihn an; ihre Augen strahlten.

„Doch! Ich weiß . . . denn ich liebe dich!" sagte sie einfach.

Gegen halb acht Uhr abends kamen sie in Regensburg verspätet an. Nur kurze Zeit gab es hier Aufenthalt. Bernd half ihr mit dem Gepäck; winkte einen Träger heran. Abschied hatten sie schon genommen.

Da, im letzten Augenblick, entschloß er sich anders, holte seine Reisetasche aus dem Abteil, Hut und Stock und stand froh lachend neben ihr, als der Zug wegfuhr.

„Ich bleibe!" sagte er.

Erschrocken fragte sie: „Aber die wichtigen Geschäfte in München ...?"

„Heute abend komme ich doch zu spät an, um noch etwas tun zu können. Wenn ich morgen mit dem frühesten Zug hier abreise, bin ich um halb neun in München. So können wir noch den Abend, diesen einen Abend, zusammen sein. Ist dir das nicht recht?"

Schweigend hing sie sich glücklich an seinen Arm. Sie folgten dem Träger, der ihnen mit dem Gepäck zu einem Hotel voranging. Das Hotel war ziemlich besetzt und der Kellner wunderte sich, daß der Herr das große Zimmer im ersten Stockwerk der Dame allein überließ und für sich ein kleines Zimmer in einem andern Stockwerk nahm. Er hatte das junge Paar für Hochzeitsreisende gehalten.

In einem behaglichen Winkel des Gastzimmers speisten sie. Sie tranken einander zu. Bernd war heiter und hoffnungsfreudig. Er sagte, seit er ihrer Liebe gewiß sei und das Glück gehabt habe, sie zu finden, sei er überzeugt, daß alles gut gehen werde. Wenn es trotzdem anders käme, so könne er nun auch das Schlimmste ertragen. Er gestand, daß es seine Absicht gewesen sei, still aus dem Leben zu gehen, wenn es ihm nicht gelingen sollte, das Unheil abzuwenden. Nun aber fühle er so viel Kraft



in sich, allem zu trotzen, und auch unter dem Schatten einer Schuld, um derentwillen ihn die Welt verdammen würde, weiter zu leben.

„Um deinetwillen, Sibylle! Wenn auch fern von dir.“

„Mit mir! Nicht fern von mir!“ sagte sie entschieden und faßte seine Hand.

Bernd gab ihr keine Aufklärung über das Unheil, das ihm drohte; er könne das nicht tun, weil es ihn nicht allein beträfe. Sie drang nicht weiter in ihn, versicherte ihm nochmal, daß sie unter allen Umständen an seine Schuldlosigkeit glauben würde, da er ihr sein Wort gegeben, daß er frei von Schuld sei.

Da er sie gebeten hatte, sprachen sie dann nicht mehr davon. Sie vereinbarten, daß sie, wenn alles gut ging, so bald wie möglich heiraten und nach Buchmühl ziehen würden, das Bernd bewirtschaften sollte. Arbeit zur Betätigung seiner Tatkraft böte sich dort genug. Sie plauderte eifrig, ihre Zukunft in Buchmühl verlockend ausmalend. Er stimmte allem zu, um sie in ihren Glücksträumen nicht zu stören.

Es war spät geworden, als er sie nach ihrem Zimmer begleitete, wo sie Abschied nahmen. Hier ergriff sie jähe Angst um ihn. Die Arme um seinen Hals schlingend, drückte sie sich fest an ihn, wollte ihn nicht von sich lassen, bangend, daß sie ihn nicht wiedersehen würde, wenn er von ihr gegangen war. Sie weinte.

Er streichelte, tröstete, küßte sie, versprach alles, was sie wollte, und riß sich endlich gewaltsam von ihr los, nachdem er sie noch ein letztes Mal umarmt und geküßt hatte. Durch nichts sollte sie sich an ihn gebunden fühlen, als durch ihren freien Willen und ihr Vertrauen in seine Rechtschaffenheit.

„Arme, liebe Bylli!“

Eine ruhelose Nacht verstrich langsam. Er ahnte, daß auch sie nicht schlief.

So war es auch. Lange lag Sibylle noch wach. Zwischen Hoffen und Bangen schwebend, bald vom beseligenden Glück ihrer Liebe durchströmt, bald in Angst um den Geliebten sich quälend. Endlich schlief sie doch ein.

Als sie am folgenden Morgen erwachte, war Bernd längst fort.

Sibylle kam um Mittag in Buchmühl an und war angenehm überrascht. So schön hatte sie sich das Gut nicht vorgestellt. In dem äußerlich unansehnlichen Haus gab es innen große Räume, die behaglich mit altväterlichem Hausrat eingerichtet waren, und eine Veranda nach dem Garten hinaus. Die Wirtschaftsgebäude lagen im Halbkreis, an das Haus anschließend, um den weiten Hof, der nur nach einer Seite offen war. Alles schien in bestem Stand.

Sibylle sah alles mit Bernds Augen, gleichsam für ihn an. Hier gab es Arbeit genug für ihn.

Als sie in einem Wägelchen, mit dem dicken Pony davor, begleitet von dem alten Verwalter, durch die Felder fuhr, sagte der freundliche alte Mann: „Da gibt's für später noch allerhand zu tun und ich bin alt. Sie werden heiraten müssen, gnädige Frau."

Sie bejahte ernsthaft. Diese Äcker, über die große graue Ochsen jetzt den Pflug zogen, sie sollten Bernd gehören.

Dann kamen sie in den herrlichen, frischbelaubten Buchenwald. Mächtig ragten die silbergrauen Stämme auf und trugen ihr lichtes junges Blätterdach. Dunkel war es im Tannenwald; dicht beieinander standen die Stämme, jeder einzelne fast ein Mastbaum. Jungwald folgte, mit hellen Sprossen an jedem Zweig; dann ein Eichenwald, wie ihn Sibylle noch nie gesehen, so mächtig

die Stämme, so breit ausladend die Kronen der großen Bäume. Noch unbelaubt standen sie da, aber an jedem der knorrigen Zweiglein schimmerten rötliche Knospen.

Der Verwalter sagte, daß die Eichen längst schlagreif wären, ja, vielfach schon überjährt, aber der alte Herr habe sich nie entschließen können, im Eichwald Bäume fällen zu lassen.

Als sie am Abend über den großen Rechnungsbüchern saß und sich darin zurechtzufinden suchte, dachte sie an Karl Weigand. Wie hatte sie nur je daran denken können, ihn zu heiraten? Widerwillen ergriff sie, als sie sich seine zwar wohlgepflegte, aber wohlgenährte Gestalt vorstellte, an sein vollwangiges Gesicht dachte, an seine braunen, begehrlichen Augen und beringten, dickfingrigen Hände.

Seit einem Jahr warb er um sie, beharrlich und geduldig. Die Geschwister begünstigten seine Werbung, denn er war wohlhabend, an Bergwerken beteiligt und saß im Aufsichtsrat mehrerer Industriegesellschaften.

Sie lächelte traumverloren, dachte an Bernd, und Karl Weigand war vergessen.

Jeden Abend saß sie über den Büchern und versuchte zu verstehen, was Festmeter Buchenholz war, was Klafter und Stöhr, was Rundholz und Papierholz bedeutete. Da gab es Fuder, Doppelzentner und Tonnen Rauhfutter. Sie ahnte nicht, was das war. Lange Zahlenreihen standen dabei, die sie verwirrten.

Das alles wird Bernd verstehen, dachte sie, erleichtert aufatmend.

So vergingen einige Tage. Da kam das Schreckliche. Sie las Bernds Namen in der Zeitung. Ihr Herzschlag stockte. Kein Steckbrief war es, nur eine kurze Notiz unter den vermischten Nachrichten. Nach Veruntreuung großer Summen, die er als Angestellter der Firma

K. B. & Co. in Berlin verübt, sei Freiherr Bernhard von Glichardt, der sich rechtzeitig einen Auslandspaß verschafft, aus Berlin verschwunden. Man sei dem Flüchtigen auf der Spur.

Sibylle starrte diese Zeilen fassungslos an.

Das war es also? — Dies das Unheil, das er abzuwenden versuchte. Wenn er geflüchtet war, wie konnte er dann unschuldig sein?

Sie erinnerte sich seiner Worte, daß es im Leben eines Menschen Lagen geben könne, die ihn schuldig erscheinen ließen, ja, ihn sogar zum Zugeständnis der Schuld zwingen, trotzdem er unschuldig sei.

Sie glaubte daran. Er war frei von Schuld! Warum er aber trotzdem flüchtete, das konnte sie nicht verstehen. Wenn auch die Welt ihn verdammte, sie wollte doch an seine Schuldlosigkeit glauben, solange er ihr nicht selber bekannte, daß er schuldig wäre.

Sie suchte vergeblich nach einer Lösung. Was konnte einen ehrenhaften Mann zwingen, sich wehrlos eines Verbrechens beschuldigen zu lassen? — Sich dazu zu bekennen? — Seine Flucht kam einem Bekenntnis gleich.

War es ihm gelungen, zu entkommen? — War er in Sicherheit? — Und wo? — Dann wollte sie ihn suchen, ihn finden, bei ihm bleiben, aller Welt zum Trotz!

Fast vierzehn Tage vergingen für Sibylle in qualvoller Ungewißheit. Einer Erlösung kam es gleich, als sie endlich in einer Münchner Zeitung las, daß er in Salzburg verhaftet, von den österreichischen Behörden der deutschen Gendarmerie überliefert und nach Berlin verbracht worden sei.

Sibylle entschloß sich sofort. Sie reiste nach Berlin.

Ihre Schwester Marie war überrascht, als sie unerwartet eintraf, und konnte sich nicht über ihr verändertes

Aussehen beruhigen. Sibylle sah blaß und wie verstört aus. Krankhafte Unruhe und Reizbarkeit war ihr anzumerken. Als Karl Weigand, dem Marie die Rückkehr der Schwester telephonisch gemeldet, kam und einen großen Strauß Rosen für sie brachte, schloß sie sich in ihrem Zimmer ein und wollte ihn nicht sehen. Danach erklärte sie, daß sie Karl Weigand nie heiraten werde, Marie solle ihm das sagen, damit er sich nicht weiteren Hoffnungen hingäbe.

„Was ist denn in dich gefahren!" rief Marie.

Sibylle sagte, sie habe erkannt, daß sie ihn nicht liebe und nicht heiraten könne.

Als habe Marie den wahren Grund erraten, sprach sie von dem „Fall Glichardt". Ob Sibylle davon gehört habe? — Sei das nicht schrecklich? — Riesige Summen habe er unterschlagen, um damit nach Amerika zu fliehen. Wer hätte so etwas von Bernd denken können! Allerdings sei er als junger Leutnant leichtsinnig gewesen. Man sage, er habe auch weiterhin leidenschaftlich gespielt, denn von dem veruntreuten Geld sei nichts mehr vorhanden.

Marie erzählte noch weitere Einzelheiten, halbwahre und völlig erfundene Geschichten, wie sie in Berlin von Mund zu Mund gingen. Der Fall Glichardt erregte in den Kreisen, in denen Marie verkehrte, Aufsehen und bildete das Tagesgespräch.

Sibylle hörte still zu, begierig, so viel wie möglich darüber zu erfahren und darunter vielleicht etwas, das ihr die Lösung des Rätsels bot. Haun, der dazu kam, sagte bedauernd, es bestünde leider kein Zweifel, daß Glichardt schuldig sei, er habe gestanden, die Summen unterschlagen zu haben. Allerdings behaupte er, in der Absicht, die Beträge, noch ehe die Unterschlagungen ent-

deckt wurden, wieder zurückzuerstatten, was ihm die vorzeitige Revision unmöglich gemacht hätte.

„Das kann jeder nachträglich behaupten. Aber man wird ihm kaum glauben."

Sibylle fuhr nach Moabit hinaus und versuchte bei dem Gefangenen Einlaß zu bekommen. Vergebens.

Die Voruntersuchung war zwar abgeschlossen, da Glichardt ein Geständnis abgelegt hatte, aber da sie nicht mit dem Angeklagten verwandt war, wies man sie ab. Sie ließ sich jedoch nicht abschrecken, sondern suchte den Anwalt auf, der Bernds Verteidigung übernommen hatte. Ihm erklärte sie, daß sie mit Bernd Glichardt verlobt sei, und bat ihn, ihr eine Bewilligung zum Besuch des Gefangenen zu verschaffen.

Der Anwalt, ein älterer Herr, einer der erfolgreichsten Verteidiger Berlins, betrachtete nachdenklich die hübsche junge Frau, die ohne Scheu bekannte, mit dem Mann verlobt zu sein, der unter schwerer Anklage im Gefängnis saß und der Verurteilung zu entehrender Strafe entgegen sah. Er sagte, da sein Klient geständig sei und die Voruntersuchung abgeschlossen wäre, könne er ohne Schwierigkeit die Erlaubnis zum Besuch des Gefangenen für sie erlangen. Ihre Frage, ob er hoffe, einen Freispruch durchzusetzen, überraschte ihn.

„Das ist nicht möglich, nachdem Herr von Glichardt zugegeben hat, die Beträge unterschlagen zu haben. Ich kann nur auf mildernde Umstände plädieren und hoffe zu erreichen, daß ihm Bewährungsfrist zugebilligt wird, weil er noch nicht vorbestraft ist."

„Er ist nicht schuldig," sagte Sibylle mehr zu sich selber.

Der Anwalt hob die Schultern, lächelte bedauernd und nachsichtig, widersprach aber nicht. Mit auszeichnen-

der Höflichkeit begleitete er die junge Frau zur Türe, als sie ihn verließ.

Der Besuch bei dem Gefangenen wurde Sibylle bewilligt, Bernd aber weigerte sich, sie zu sehen.

Durch seines Verteidigers Vermittlung schrieb er ihr, bat sie, nicht zu ihm zu kommen, denn sie in seiner Lage wiederzusehen, empfände er zu schmerzlich. Auch wünsche er nicht, daß sie irgendwie mit ihm zusammen genannt werde. Weiter schrieb er:

„... Der Gedanke an Dich hält mich aufrecht und gibt mir Kraft, alles, was noch kommen wird, standhaft zu ertragen. Unendlich dankbar bin ich Dir für Deine Liebe und Dein Vertrauen, aber meine Schande sollst Du nicht teilen, geliebtes Herz. Ich will es nicht!"

Da der Anwalt Sibylle riet, nicht weiter auf einen Besuch bei Glichardt zu dringen, weil es ihn wahrscheinlich zu stark erregen würde, sie zu sehen, was seine bisher gefaßte Stimmung beeinträchtigen könnte, verzichtete Sibylle zwar darauf, aber sie schrieb ihm:

„Weil Du es so haben willst, komme ich jetzt nicht, so sehr ich mich danach sehne, Dich wiederzusehen. Ich gehöre zu Dir. Ich bin Dein! Alles will ich mit Dir teilen, mein einziggeliebter Bernd, Ehre, Schande oder auch den Tod. Ich vertraue Dir und glaube an Dich! Die Meinung der Menschen ist mir gleichgültig, und das Dasein hat für mich keinen Wert, kann ich nicht mit Dir leben."

Haun erfuhr zufällig, daß Sibylle in Moabit gewesen war und versucht hatte, Bernd von Glichardt zu besuchen. Marie geriet darüber fast außer sich und machte der Schwester heftige Vorwürfe. Ihr Entsetzen war grenzenlos, als Sibylle ruhig erklärte, daß sie Bernd liebe, mit

ihm verlobt sei und ihn heiraten werde, sobald er die Freiheit wieder erlangt habe.

Lori benahm sich noch empörter als Marie. Zwischen den drei Schwestern kam es zu so heftigen, unerquicklichen Szenen, daß Sibylle das Haus verließ und in eine Pension zog. Das kam einem Bruch mit ihren Verwandten gleich.

Erst vor Gericht bei der Behandlung sah Sibylle Bernd Glichardt wieder. Er war wohl bleich, aber ruhig und gefaßt. Ihr war zumute, als schnitten Messer durch ihr Herz, als sie ihn auf der Anklagebank sah. Heftigste Erregung befiel sie, als sie hören mußte, wie er auf die Frage des Vorsitzenden, ob er sich der ihm zur Last gelegten Tat schuldig bekenne, klar mit Ja antwortete.

Galt dies auch für sie? War er schuldig? —

Ruhig und überlegt antwortete er auf alle weiteren Fragen. Ja, Spekulationen seien mißglückt und die Summen dabei verloren gegangen. Er habe dann versucht, die Beträge wieder beizubringen, doch sei ihm das leider rechtzeitig nicht gelungen. Er habe aber nicht vorgehabt, mit dem unterschlagenen Geld nach Amerika zu fliehen.

Das Zeugenverhör folgte. Da Glichardt geständig war, wurden nur Zeugen vernommen, die über seinen Leumund aussagen sollten, und Entlastungszeugen, die bestätigen konnten, daß er sich in letzter Zeit tatsächlich bemühte, Geld zu beschaffen. Unter diesen Zeugen war auch sein ältester Stiefbruder, der Majoratsherr Hugo von Glichardt, der fünfzehn Jahre älter war als Bernd. Er vermied es, während er befragt wurde, den Angeklagten anzusehen. Mit leiser Stimme sagte er aus, daß sein Bruder Bernd, etwa eine Woche vor Aufdeckung der Unterschlagungen, versucht habe, eine größere Geldsumme

von ihm zu leihen, die er ihm aber nicht verschaffen konnte. Er habe nicht gewußt, zu welchem Zweck der Bruder das Geld gebraucht hätte.

Auch Bernds anderer Stiefbruder, Rudolf, wurde vernommen, der bei der Firma, bei der Bernd als Hilfsbuchhalter angestellt gewesen war, eine leitende Stellung einnahm. Der Umstand, daß Rudolf seinem jüngeren Bruder unbegrenztes Vertrauen geschenkt, hatte es Bernd — wie man allgemein annahm — möglich gemacht, umfangreiche Unterschlagungen zu begehen, ohne daß es sofort bemerkt wurde.

Rudolf, der bis zum Ausbruch der Revolution am Hof eine Zivilstellung bekleidet hatte, lebte mit einer kränklichen, verwöhnten Frau und fünf Kindern. Als er seine Stellung verlor, war es ihm nicht möglich gewesen, seine bisherige Lebenshaltung aufrechtzuerhalten. Nachdem ihm dann die Vertrauenstellung bei der Firma K. B. & Co. angeboten worden war, nahm er sie freudig an, und hatte später Bernd in dem Großbetrieb eine Stellung als Hilfsbuchhalter verschafft.

Rudolf Glichardt, ein großer, wohlbeleibter Herr, sah vornehm und imponierend aus. Militär war er wegen eines Herzleidens nicht gewesen. Er sah bleich aus, und man merkte ihm mühsam verhaltene Erregung an, während er aussagte. Man bedauerte ihn allgemein, weil er auch der Firma gegenüber sich für die Tat seines Bruders verantwortlich fühlen mußte.

Anfangs klang seine tiefe Stimme umflort, als er die Fragen des Vorsitzenden beantwortete, und er bemühte sich offenbar, ruhig und gefaßt zu antworten. Dem jüngeren Bruder hatte er volles Vertrauen geschenkt und nie Grund gehabt, an seiner Redlichkeit zu zweifeln.

Vorher hatten alle vernommenen Angestellten der

Firma im gleichen Sinne ausgesagt, was für den Angeklagten günstig wirkte.

Nun stellte der Staatsanwalt eine Zwischenfrage, die, je nach der Antwort, den Angeklagten schwerer belasten sollte. Da geschah etwas, das niemand erwartet hatte.

Rudolf Glichardt wandte sich um, blickte Bernd wie erschrocken an, dann schaute er verwirrt umher, fing an zu stottern und brach schließlich in Tränen aus. Ein Weinkrampf schüttelte ihn, und die Verhandlung mußte vorübergehend unterbrochen werden.

Das war ein Zwischenfall, wie er in Gerichtsälen oft genug vorkommt, aber es wirkte erschütternd, als Rudolf von Glichardt zu weinen begann. Einige Damen im Zuschauerraum schluchzten. Alle bedauerten den armen Freiherrn Rudolf, dem die Schande seines Bruders so zu Herzen ging.

Sibylle, die vorher, erschüttert durch den Gang der Verhandlung, den Tränen nahe gewesen, starrte mit weitgeöffneten Augen vor sich hin. Wo war die Lösung dieser Verwirrung? —

Mit einemmal kam es gleich einer Erleuchtung über sie. Fast hätte sie es laut gerufen: „Bernd ist unschuldig! Rudolf Glichardt ist der Schuldige!"

Gewaltsam zwang sie die Erregung nieder, suchte ruhig zu überlegen. Freude durchströmte sie, weil sie die Wahrheit erkannt hatte. Sie war gewiß, daß sie sich nicht täuschte. So klar, so einfach schien ihr die Lösung, die sie gefunden, daß sie sich wunderte, nicht früher darauf gekommen zu sein. Rudolf war es, der die Unterschlagungen begangen hatte, und Bernd mußte die Schuld auf sich genommen haben, den Bruder zu retten, nachdem er vergeblich versucht, das Geld wieder zu beschaffen. Rudolf hatte eine kränkliche Frau und fünf Kinder, wenn

er statt Bernds hier auf der Anklagebank hätte sitzen müssen, wäre seine Existenz vernichtet gewesen.

Was mußte sie tun? — Sollte sie vor die Schranken treten und Rudolf beschuldigen, damit Bernds Schuldlosigkeit offenbar wurde? — Aber das wollte er ja nicht. Lieber wollte er selber Strafe und Schande tragen, als den Bruder preisgeben. Durfte sie seinem Willen entgegenhandeln? — Nein, was Bernd durch seine Selbstaufopferung verhindern wollte, durfte sie nicht herbeiführen.

Die Verhandlung ging weiter, der Staatsanwalt sprach und bemühte sich, Bernd als Menschen hinzustellen, der, das Vertrauen seines ahnungslosen Bruders mißbrauchend, sich in raffinierter Weise ein Vermögen anzueignen versuchte, um damit nach Amerika zu fliehen, was allerdings durch die vorzeitige Revision der Kassen vereitelt worden sei.

Dann begann der Verteidiger zu sprechen und trat so warm für den Angeklagten ein, daß Sibylle den Eindruck gewann, auch er wisse die Wahrheit, und nur der entschiedene Wunsch und Wille Bernds hindere ihn, sie auszusprechen. Er erzählte, wie Bernd seine Farm in Kalifornien verkauft habe, um dem bedrängten Vaterland zu Hilfe zu eilen, wie er, fast vier Jahre ununterbrochen an der Front kämpfend, sein Leben dafür eingesetzt. Als er mit Bitten schloß, das Gericht möge Milde walten lassen, die zulässig geringste Strafe aussprechen und dem bisher Unbescholtenen Bewährungsfrist zu gewähren, erscholl beifällige Zustimmung im Zuschauerraum.

Sibylle war zumute, als sei sie aus kaltem Schatten plötzlich in strahlenden Sonnenschein getreten, so benommen war sie von dem berauschenden Glücksgefühl,

das sie durchströmte. Am liebsten wäre sie aufgesprungen, um zu Bernd zu eilen und sich an seine Brust zu werfen. Wie gut, wie edel war er! Wie wert, geliebt zu werden! Gleichgültig war es, ob die Welt ihn für schuldig hielt und verdammte; sie wußte, daß er schuldlos war!

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie zu Bernd hinüberblickte, der ruhig mit seinem Anwalt sprach und gefaßt auf den Urteilspruch wartete.

Das Gericht entschied im Sinn des Verteidigers und verurteilte Bernd zu einer Mindeststrafe, ihm auf Grund bisheriger Unbescholtenheit zweijährige Bewährungsfrist zubilligend.

Sibylle faßte ein Schwindel, als sie begriff, was das bedeutete. Bernd mußte nicht ins Gefängnis zurück. Er war frei!

Sie sah, wie sein Anwalt ihm die Hand schüttelte und dann mit ihm zusammen den Gerichtsaal verließ.

Jetzt empfand sie erst, was sie seelisch durchgemacht. Durch die plötzliche Entspannung ihrer Nerven war sie einer Ohnmacht nahe.

Als der Zuschauerraum sich langsam leerte, erwachte sie aus ihrer Erstarrung.

Zu ihm wollte sie gehen!

Aber wo war er? — Wo konnte sie ihn finden?

Sie fragte einen Gerichtsdiener. Der meinte, Herr von Glichardt werde wohl warten, bis die Zuschauer und Neugierigen sich verlaufen hätten, und dann das Haus verlassen.

Sibylle wartete vor dem Gerichtsgebäude und ließ die beiden Ausgänge nicht aus den Augen. Es regnete; sie achtete nicht darauf. Schon fing sie an zu fürchten, Bernd könnte durch einen ihr unbekannten Ausgang das Gerichtsgebäude verlassen haben, als sie einen Herrn aus

dem Hauptportal kommen sah. Es war schon dunkel, aber an dem Spitzbart, den blitzenden Brillengläsern und der Haltung erkannte sie Bernds Verteidiger. Sie eilte auf ihn zu: „Wo ist er?"

„Sie sind es, gnädige Frau? Herr von Glichardt ging sofort in seine Wohnung. Soviel ich weiß, will er noch heute Berlin verlassen."

„Wohin?"

„Das weiß ich nicht."

In diesem Augenblick kam eine leere Autodroschke vorüber, Sibylle winkte und rief. Als der Wagen hielt, sprang sie hinein und nannte Bernds Adresse.

„Fahren Sie so rasch Sie können! Ich zahle dreifache Taxe!"

Entsetzliche Angst, daß sie zu spät kommen, daß sie Bernd nicht mehr finden würde, peinigte sie.

Bernd hatte vor seiner Flucht und Verhaftung, wie er zufällig erwähnt, in einer Pension in der Würzburger Straße gewohnt. Sie atmete auf, als das Auto vor dem Haus hielt, sprang heraus und gab dem Chauffeur eilig Geld.

Der Pförtner trat ihr am Hausgang entgegen, sie fragte nach der Pension.

„Im dritten Stock."

Als sie atemlos oben ankam, öffnete ein Mädchen, das auf ihre Frage zögernd antwortete, Herr von Glichardt sei zwar da, aber er wolle eben abreisen.

„Ich muß sofort mit ihm sprechen!" drängte Sibylle.

Das Mädchen ging an eine Tür, pochte an.

Sibylle wartete nicht, ob ihr Einlaß gewährt würde. Sie schob das Mädchen weg, trat rasch ein und zog die Tür hinter sich zu.

„Bernd!"

Er stand vor seinem Koffer, der schon halb gepackt war, blickte überrascht auf: „Sibylle ...?"

Lachend und weinend zugleich lag sie an seiner Brust, fest schlangen sich ihre Arme um seinen Hals und er fühlte, wie ihre Gestalt unter Schluchzen erzitterte. Er streichelte ihr Haar, küßte sie. Sie beruhigte sich, bog den Kopf zurück. Unter Tränen strahlten ihre Augen von Liebe und Zärtlichkeit.

„Du wolltest mir entfliehen?" stammelte sie atemlos. „Bernd, durch die ganze Welt wäre ich dir gefolgt!"

„Sibylle, ich bin wohl frei, aber verurteilt."

„Du bist schuldlos!"

„Das glaubst du trotz allem ...?"

„Ich weiß alles, Bernd!"

Seine Hände glitten von ihren Schultern herab, aber sie ergriff sie, hielt sie fest.

So standen sie minutenlang einander gegenüber. Dann sagte sie leise: „Ich glaube nicht nur, ich weiß, daß du schuldlos bist! Nicht du, dein Bruder Rudolf hat ..."

Schnell legte er seine Hand auf ihren Mund.

„Still! Kein Wort weiter! Niemand darf ahnen ... Sibylle, wer hat dir gesagt? Mein Anwalt ...?"

„Nein, ich hab' es erraten! Im Augenblick, als Rudolf zu weinen begann, erkannte ich die Wahrheit. Er, nicht du ..."

„Still!"

„Ja, ja, ich weiß. Darum schwieg ich ja. Ich begriff, daß ich schweigen mußte, Bernd, obgleich man dich freigesprochen haben würde, wenn ich gesagt hätte, wer der Schuldige ist. Verstehst du? — Was vor allen Menschen als Schande erscheint, deine Verurteilung, ich sah sie als hohe Ehre an, die ich dir nicht nehmen durfte, und die ich stolz mit dir teilen will."

Er lächelte und küßte sie. „So sah ich es noch nicht ...“ murmelte er.

Sibylle lachte ihn glückselig an: „Aber so ist es doch in Wahrheit.“

„Sibylle, als ich in den Büchern die Fehlbeträge entdeckte und Rudolf mir gestand, daß er damit spekuliert hatte, die Spekulationen ihm aber mißglückt wären, was sollte ich da tun? — Rastlos versuchte ich, die Summen rechtzeitig wieder zu beschaffen, aber sie waren zu groß, die Zeit zu kurz und dann — was blieb mir dann übrig?“

„Du hast dich selber geopfert!“

Eng umschlungen saßen sie auf dem kleinen Sofa des Pensionszimmers.

Bernd erzählte, daß er jetzt nach Hamburg reisen wollte, um dort irgend eine Beschäftigung zu suchen. Denn während der Dauer der Bewährungsfrist durfte er Deutschland nicht verlassen.

Dann erzählte sie von Buchmühl, von Äckern und prächtigen Wäldern. Dort, sagte sie, warte alles auf seine Tatkraft. Befriedigende und nutzbringende Arbeit würde er da genug finden. Auch würden sie in Buchmühl der Welt weiter entrückt sein, als in Amerika, wenn und solange sie wollten.

Für heute war es zu spät, noch abzureisen. Sibylle kehrte in ihre Pension zurück. Am folgenden Morgen reisten sie zusammen nach ihrem Gut.

In den Kreisen, in denen Sibylle bisher verkehrt, erregte es großes Aufsehen, als bekannt wurde, daß sie sich mit Bernd von Glichardt verheiratet hatte. In aller Stille waren sie getraut worden. Die Schwestern sagten sich von ihr los und brachen jeden Verkehr mit ihr ab.

Als ein Jahr später Rudolf von Glichardt seinem Herz-

leiden erlag und kurz vor seinem Tode seine Schuld gestand, da hatte die Welt den Fall Glichardt über anderen Ereignissen vergessen. In Buchmühl aber, da wo die Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen, lebten zwei glückliche Menschen, die nicht danach fragten, ob die Welt bereit war, sie wieder in Ehren aufzunehmen.

Rösselsprung

es	zelt	beh	hat	de	der	volk
ren	rer	muß	ren	ent	be	sein
un	weh	wur	ge	greif	ein	es
ih	wenn	tin	le	um	dem	der
mar	ser	zu	ihr	ben	spra	kann
da	sich	ben	die	les	ver	doch
und	land	vie	die	in	durch	che
wer	not	va	hält	be	zwingt	lor
ter	er	stand	es	sein	bringt	sie

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Die Fahrt in den Abgrund

Roman von Reinhold Ortmann / Fortsetzung

Die Gerichtsverhandlung gegen Paul Lorenz hatte begonnen. Er war der schweren Körperverletzung angeklagt, aber man hatte ihn nicht aus der Untersuchungshaft vorgeführt, denn er war schon nach acht Tagen wieder auf freien Fuß gesetzt worden, weil keine Verdunkelungsgefahr bestand und ein Fluchtverdacht gegen ihn nicht vorlag.

Außerdem hatte sich der Zustand des Verletzten bald gebessert. Die Ärzte hatten neben einer an sich nicht gefährlichen Verwundung im Nacken eine ziemlich schwere Gehirnerschütterung festgestellt, deren Folgen sich zwar noch für längere Zeit unangenehm fühlbar machen würden, die aber doch in der Hauptsache bald überwunden war. Da Lorenz geständig war, standen also keinerlei Überraschungen und Sensationen in Aussicht, und der Verteidiger, den Egon Stellbrinck dem Angeklagten gestellt hatte, sah sich vor keiner allzu schweren Aufgabe. Er hatte es für überflüssig erklärt, daß Stellbrinck als Leumundszeuge vor Gericht erscheine, doch Egon hatte darauf bestanden, und so traf er im Zeugenzimmer mit Elli und ihrer Mutter zusammen.

Während Frau Lindemann sich in ehrerbietigen Verbeugungen gar nicht genug tun konnte, war ihre Tochter sehr ernst, still und zurückhaltend. Sie war während der letzten acht Tage nicht mehr zu Stellbrinck gegangen, weil er für den Augenblick keiner Privatsekretärin bedurfte, und er begrüßte sie darum freundlich wie nach einer langen Trennung. Es fiel ihm auf, daß sie sich verändert hatte. Ihr Gesicht war schmaler geworden und leichte Schatten lagen unter ihren Augen. Aber sie hatte dadurch nur gewonnen. War auch die jugendliche Frische

nicht mehr da, die ihn einst gereizt hatte, so war ihr Aussehen doch feiner und geistiger geworden. Das zierliche Näschen und der entzückende kleine Mund kamen jetzt mehr zur Geltung, und es hätte nur noch einer entsprechenden Kleidung bedurft, um ihr ganz den Anschein einer Dame aus der besten Gesellschaft zu geben.

Während er liebenswürdig mit ihr redete, um ihr Mut und Zuversicht einzuflößen, mußte er sie immer wieder mit einer gewissen Bewunderung ansehen, und es schien ihm jetzt seltsam genug, daß dies anmutige Geschöpf sich an einen so finsteren und ungeschlachten Burschen, wie es der Chauffeur auch nach seiner Ansicht war, verloren haben sollte.

Elli vermied es, ihn anzusehen, während sie ihm mit einsilbigen Worten Rede stand. Auf seine Frage, ob ihr denn so bange sei vor der Verhandlung, schüttelte sie den Kopf.

„Der Rechtsanwalt hat mir gesagt, daß ihm nicht viel geschehen könne," erwiderte sie leise. „Er hat doch auch nichts Sträfliches getan."

„Gewiß! Er hat nur einem Unverschämten die verdiente Züchtigung zuteil werden lassen. Und daß es verhältnismäßig so schlecht ausging, war nicht seine Schuld."

Von der Seite sah sie zu ihm auf.

„Nicht wahr, das ist auch Ihre Meinung, Herr Stellbrinck? Wer die Braut eines anderen anrührt, muß dafür gestraft werden."

Egon dachte an die kleine Freiheit, die er sich bei ihrem ersten Besuche in seinem Hause genommen, und er entzog sich einer Antwort, indem er ein paar Worte an ihre Mutter richtete. Frau Lindemann war froh, ihr altes Klagelied darüber anstimmen zu können, daß Elli sich an einen so jähzornigen und brutalen Menschen ge-

hängt habe, und Elli stand auf, um es nicht anhören zu müssen.

Jetzt war die Vernehmung des Herrn von Rüterbusch zu Ende, und der Gerichtsdiener rief den Namen des Fräulein Lindemann. In ruhiger Haltung betrat sie den Verhandlungsaal. Mit gedämpfter, aber klarer und fester Stimme antwortete sie auf die Fragen des Vorsitzenden.

„Sie sind die Verlobte des Angeklagten. Es steht Ihnen frei, Ihr Zeugnis zu verweigern, wenn Sie es aber abgeben, müssen Sie die reine und volle Wahrheit sagen."

Elli erklärte sich bereit, auszusagen, und sie erzählte den Vorgang so, wie er sich abgespielt hatte. Als sie schilderte, wie Rüterbusch sie in dem Nebenzimmer an sich gezogen und geküßt habe, wurde sie von dem Vorsitzenden unterbrochen.

„Der Zeuge von Rüterbusch stellt den Verlauf der Dinge etwas anders dar. Er behauptete, daß Sie sich gegen seinen Annäherungsversuch keineswegs ablehnend verhalten hätten. Er nahm Ihr angebliches Unwohlsein nur für einen Vorwand. Bereitwillig seien Sie ihm in den Nebenraum gefolgt und dort ohne weiteres an seine Brust gesunken. Von Ihrem Verlobtsein habe er natürlich nichts gewußt, und es sei sehr begreiflich, daß er sich die günstige Gelegenheit nicht habe entgehen lassen wollen. Was haben Sie dazu zu sagen?"

„Daß der Herr lügt. Es war so, wie ich's gesagt habe."

Der Angeklagte stand auf.

„Entschuldigen Sie, wenn ich auch ein Wort dazu sage, Herr Präsident! Es mag sein, wie es will, und wenn ich eine Strafe verdient habe, will ich sie annehmen. Aber daß meine Braut hier als Lügnerin und als feile Dirne hingestellt wird, das darf nicht sein. Und wenn der Herr

von Rüterbusch zehnmal ein feiner Mann und ein Oberleutnant ist, er hat sich aufgeführt wie ein elender Wicht und er — —"

„Sie dürfen den Zeugen nicht beschimpfen," fiel ihm der Vorsitzende streng in die Rede. „Dadurch machen Sie Ihre Sache nicht besser. Haben Sie zur Bekundung der Zeugin Lindemann sonst noch etwas zu sagen?"

„Daß sie die Wahrheit spricht. Dafür wollt' ich auf der Stelle sterben."

„Der Zeuge Stellbrinck!"

Egon trat ein und grüßte mit eleganter Verbeugung den Gerichtshof. Seine Personalien waren rasch erledigt.

„Der Angeklagte Lorenz steht als Chauffeur in Ihren Diensten, Herr Stellbrinck, und Sie sind geladen worden, um ein Leumundszeugnis über ihn abzugeben. Wollen Sie uns also sagen, was Sie von ihm halten."

„Ich halte ihn für den ordentlichsten und tüchtigsten Menschen von der Welt. Er ist solide und nüchtern. Nie auf meinen vielen ausgedehnten Fahrten habe ich ihn auch nur im mindesten angetrunken gesehen. Und nie, so ausgezeichnet er auch fährt, hat er einen Konflikt mit der Gendarmerie oder dem Publikum gehabt. Ich bin überzeugt, daß er lieber sein und mein Leben aufs Spiel setzen würde, als daß er einen anderen gefährdet. Er hat noch keinen Hund und kein Huhn überfahren. Er ist die Pflichttreue in Person."

„Haben Sie auch noch keinen Beweis dafür erhalten, daß er jähzornig und leicht aufbrausend ist?"

„Nein. Er spricht nicht viel, aber sein Benehmen war immer gleich ruhig und bescheiden. Mit dem übrigen Personal ist er niemals in Streit geraten."

„Um sein Privatleben haben Sie sich vermutlich nicht gekümmert?"

„Ich weiß, daß er verlobt ist und ich kenne seine Braut, denn sie ist in meinem Büro angestellt und versieht bei mir zuzeiten die Funktionen einer Privatsekretärin. Darum kann ich aussprechen, daß Fräulein Lindemann ein geradezu musterhaftes junges Mädchen ist. Ihr Verhältnis zu Lorenz ist ein sehr inniges. Sie würde auch in Gedanken nie eine Untreue gegen ihn begehen."

„Sie haben gehört, wessen der Angeklagte beschuldigt ist, und Sie wissen vielleicht auch, wie er dazu gekommen sein soll, sich an Herrn von Rüterbusch zu vergreifen?"

„Ja. Man hat mir den bedauerlichen Vorgang ausführlich geschildert."

„Halten Sie es nach Ihrer Kenntnis des jungen Mädchens für wahrscheinlich, daß sie dem Zeugen Rüterbusch entgegen gekommen ist, so daß er berechtigt war, sie für eine willige Beute zu halten?"

„Das scheint mir vollständig ausgeschlossen. Sie würde keine unzarte Berührung geduldet haben. Ich weiß, daß sie von den Pflichten einer Braut die allerstrengste Auffassung hat."

Paul Lorenz hatte die Aussage seines Dienstherrn mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt. Seine Augen leuchteten unter den buschigen Brauen und seine mächtigen Hände hatten sich ineinander gepreßt, als müsse er eine starke Erregung zurückhalten. Als Egon jetzt zurücktrat, folgte er ihm mit einem Blick voll geradezu hündischer Dankbarkeit und Ergebenheit.

Der Sachverhalt schien genügend geklärt. Der Amtsanwalt begann mit seinem Plaidoyer, und der Verteidiger antwortete ihm in wohlgesetzter Rede, in der Herr von Rüterbusch sehr schlecht davonkam und die gebührend alles hervorhob, was zu Gunsten des Angeklagten sprechen konnte. Dann zog sich der Gerichtshof zu kurzer

Beratung zurück und erschien wieder, um das Urteil zu verkünden. Es lautete auf eine Gefängnisstrafe von zwei Monaten mit zweijähriger Bewährungsfrist nach Verbüßung der halben Strafzeit. Eine sofortige Verhaftung des Verurteilten war weder beantragt noch beschlossen worden.

„Ich nehme die Strafe an," erklärte Paul Lorenz unaufgefordert. Dann verneigte er sich leicht gegen den Richtertisch und verließ die Anklagebank. Elli ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand. Sie war sehr bleich, und ihr Lächeln sah aus wie ein verstelltes Weinen.

„Wo ist Herr Stellbrinck?" fragte Lorenz mit einem verräterischen Beben in der Stimme. Aber der, den er suchte, war nirgends mehr zu erblicken. Er hatte unmittelbar nach der Urteilsverkündung den Saal verlassen und war in einer Autodroschke davongefahren. —

Bei einbrechender Dunkelheit meldete der Diener in der Villa Stellbrinck das Fräulein Lindemann. Egon, der der Meinung war, daß sie in einer dringenden Angelegenheit aus dem Büro geschickt worden sei, ließ sie ohne weiteres vor. Aber er sah gleich bei ihrem Eintritt, daß sie nicht in einem geschäftlichen Auftrage gekommen war. Sie blieb mit herabhängenden Armen an der Türe stehen, und ihr schüchterner Gruß war leise wie ein Hauch.

„Nun, wollen Sie nicht näher kommen, mein liebes Fräulein?" sagte Egon ermutigend. „Was verschafft mir denn das Vergnügen Ihres Besuches?"

„Ich wollte Ihnen danken, Herr Stellbrinck!"

„Danken? Wofür denn? Dafür etwa, daß ich meine staatsbürgerliche Pflicht erfüllt und wahrheitsgemäßes Zeugnis abgelegt habe über Ihren Verlobten?"

„Sie haben viel mehr getan. Lorenz sagt, daß er bis

an das Ende seines Lebens nicht aufhören werde, Ihnen dankbar zu sein."

„Es soll mich freuen, wenn er mir seine Erkenntlichkeit dadurch beweist, daß er noch recht lange in meinen Diensten bleibt und seine Pflichten auch weiterhin so gewissenhaft erfüllt wie bisher. Sagen Sie ihm das, Fräulein Elli, und sagen Sie ihm auch, daß ich von weiteren Danksagungen nichts wissen will."

„Ja. Aber auch für das, was Sie über mich gesagt haben, bin ich Ihnen Dank schuldig."

Er ging auf sie zu und nahm ihre Hand, die eiskalt und wie leblos in der seinigen lag.

„Konnte ich denn anders sprechen? Haben Sie mich nicht dazu gezwungen? Ich mußte doch wieder gut zu machen suchen, was ich an Ihnen gefehlt."

Sie neigte den Kopf zur Seite und blickte in die entgegengesetzte Richtung des Zimmers. Aber sie antwortete nicht.

Warm und lebhaft fuhr Stellbrinck fort: „Und nun, da wir doch einmal wie zwei gute Freunde miteinander reden, Fräulein Elli — warum lassen Sie das Köpfchen so hängen? Die Geschichte mit diesem famosen Oberleutnant ist doch so gut wie erledigt. Die vier Wochen Gefängnis bringen einen Mann wie Paul Lorenz nicht um. Wenn er sie hinter sich hat, machen Sie Hochzeit und richten sich recht behaglich in Ihrem Gartenhaus ein. Es gibt also nicht den geringsten Anlaß zur Niedergeschlagenheit. Oder tragen Sie etwa einen anderen Kummer auf dem Herzen? Gibt es da noch irgend was, worin ich Ihnen beistehen, Ihnen helfen kann? Reden Sie frei heraus. Auf mich können Sie zählen."

Sacht zog Elli ihre Hand zurück und schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr Stellbrinck! Ich habe keinen Kummer. — Nur eine Bitte. Aber Sie dürfen mir darum nicht zürnen.“

„Keine Sorge! Ihnen kann man ja gar nicht bös sein. Also — was ist's?“

„Entbinden Sie mich von dem Dienst Ihrer Privatsekretärin. Lassen Sie mich nur noch im Büro tätig sein.“

„Aber weshalb denn? Bin ich Ihnen so schrecklich? Oder tragen Sie mir etwa den kleinen Scherz von damals noch immer nach?“

Sie machte wieder eine verneinende Geste und blieb stumm.

Im Tone heiterer Überredung sprach Stellbrinck weiter: „Sehen Sie, was Sie da von mir verlangen, kann ich Ihnen doch ganz unmöglich bewilligen. Sie sind meine tüchtigste Kraft, und wir haben uns schon so schön miteinander eingearbeitet. Soll ich nun gezwungen sein, mit einer anderen wieder von vorn zu beginnen? Das können Sie mir ja gar nicht antun.“

Ellis Atem ging rasch, und ihre Lippen zitterten. Sie wollte sprechen, aber sie brachte doch kein Wort heraus. Er wartete ein paar Sekunden auf ihre Erwiderung. Dann, da sie still blieb, legte er leicht die Hand auf ihre Schulter.

„Nicht wahr, wir lassen es beim alten? Und Sie schauen wieder ein bißchen fröhlicher in die Welt? Dies fatale Ereignis hat Ihre Nerven ein wenig mitgenommen. Aber das geht wieder vorüber. Sie sollen ja Ihr Leben erst beginnen. Und es liegt glatt und sonnig vor Ihnen. Also: Kopf hoch, Fräulein Elli! Und auf gute Freundschaft!“

Noch einmal drückte er ihr die Hand, und gleich darauf hatte sich der Türflügel hinter Elli geschlossen.

Sie ging durch das Vorzimmer, an dem Diener vorbei

und auf die Straße hinaus. Wie im Traume schritt sie dahin. Sie sah weder nach rechts noch nach links und achtete nicht auf ihren Weg. Plötzlich fühlte sie, wie ihre Hand an etwas Kaltes streifte, und sie gewahrte neben sich das Eisengitter des Landwehrkanals. Die mit kahlen Bäumen besetzte Straße war menschenleer. Unheimlich dunkel wälzte sich die Flut zu ihren Füßen. Sie blieb stehen und beugte sich über das Geländer. Eine tiefe Hoffnungslosigkeit, ein verzweifelter, brennender Schmerz war in ihrer Seele. Wohin sollte sie gehen? Was erwartete sie daheim? Das verbitterte, vorwurfsvolle Gesicht ihrer Mutter. Und dann, eine Stunde später, die ahnungslose Miene ihres Verlobten, der sie wie ein Götterbild ansah und sie nicht zu berühren wagte. Und sie mußte dasitzen, mußte fortfahren, ihn zu betrügen, indem sie ihn an ihre Liebe glauben ließ, diese Liebe, die wohl niemals dagewesen war und von der jetzt jedenfalls nicht mehr das kleinste, armseligste Restchen in ihrem Herzen lebte. Während er in seiner langsamen, schwerfälligen Weise von ihrer gemeinsamen Zukunft sprach, von dem gemütlichen Heim, das sie mit ihm teilen sollte, von dem sorgenlosen Leben an seiner Seite, waren alle ihre Gedanken in der prächtigen Villa Stellbrinck, bei jenem anderen, den sie anbetete und vergötterte. Seitdem seine Lippen ihren Nacken berührt hatten, war sie wie eine Verzauberte in seinem Bann. Seine Gestalt verfolgte sie im Wachen wie im Traume. Sie trank jedes seiner Worte wie eine himmlische Musik und sie zitterte bei jedem Schritt, den er hinter ihrem Rücken tat. Oft schon war sie in Versuchung gewesen, sich vor ihm auf den Boden zu werfen und ihn anzuflehen, daß sein Fuß sie zertreten möge. Von ihm den Tod zu empfangen, dünkte sie das Köstlichste, das sie sich noch wünschte.

Und doch kämpfte sie einen heldenhaften Kampf gegen diese wahnwitzige Liebe. Doch dachte sie keinen Augenblick an eine Verwirklichung ihrer unklar wonnigen Träume. Heute noch hatte sie sich auf den Weg gemacht, um sich ein für allemal aus seiner gefährlichen Nähe zu lösen. Aber er hatte den Grund ihrer Bitte nicht verstanden — wie hätte er ihn auch verstehen sollen! — und hatte sie lächelnd abgeschlagen. Sie war ihm rettungslos verfallen, denn sie wußte wohl, daß es für sie keinen befreienden Ausweg mehr gab aus den Banden dieser Leidenschaft, die so allmächtig über sie gekommen war, daß es daneben nichts anderes auf der Welt mehr gab — nichts — nichts!

Aber das geheimnisvolle dunkle Wasser da unten! Zeigte es ihr nicht den Ausweg — den einzigen, der ihr noch offen stand? Ein Sprung, und alles war zu Ende. Sie würde schlafen, ohne zu träumen, und sie würde nichts mehr fühlen von dem namenlosen Weh in ihrem armen, zuckenden Herzen.

Tiefer beugte sie sich über die kalte Eisenstange, und ihre Hände griffen danach, um ihr eine Stütze zu geben für den kleinen Schwung, dessen es bedurfte. Da legte sich eine derbe Hand mit festem Griff auf ihre Schulter, und eine rauhe, gutmütige Stimme schlug an ihr Ohr: „Lassen Sie das man hübsch sein, Fräuleinchen! Morjen, wenn's zu spät is, würde es Ihnen ja doch leid tun."

Elli wandte sich um und starrte entsetzt in das Gesicht des vierschrötigen Schupobeamten, der sie festhielt.

„Geben Sie mich frei," bat sie zitternd. „Ich — ich will es ja auch ganz gewiß nicht tun."

„Wo sind Sie denn zu Hause, Fräulein?" forschte er. Und gehorsam gab Elli ihre Wohnung an.

„Na, denn bringe ich Sie an die nächste Straßenbahn.

Und Sie versprechen mir, daß Sie hübsch artig zu Muttern fahren. Da sind Se immer noch besser ufjehoben wie im Landwehrkanal."

Ohne Widerstreben folgte Elli dem Manne und willenlos ließ sie sich von ihm in den gefüllten Wagen schieben.

„Es hat nicht sein sollen," klang eine müde Stimme in ihrem Innern. „Nun mag es gehen, wie es Gott gefällt."

Wochen waren seit dem Feste bei Egon Stellbrinck vergangen. Man hatte noch eine Weile davon gesprochen, nun war es vergessen. Und in seinem Verhältnis zu Magda Mühlbeck stand Egon noch immer auf dem nämlichen Fleck. Wohl war er unablässig bemüht, ihr zu begegnen, und es gelang ihm auch in der Tat, sie ein paarmal in einer Gesellschaft oder im Theater zu treffen. Aber dann waren entweder ihr Vater oder so und so viele fremde Menschen zugegen, und an eine vertrauliche Aussprache war umso weniger zu denken, als Magda ihrerseits gar nichts tat, sie zu ermöglichen. Eine freundliche Begrüßung, einige nichtssagend-liebenswürdige Worte hinüber und herüber, das war alles. Eine Einladung in das Mühlbecksche Haus hatte Egon noch nicht wieder erhalten, wie ihm überhaupt keinerlei Gunstbezeugung von dort zuteil geworden war. Dazu kam, daß seine Arbeitslast gerade in der letzten Zeit unheimlich gewachsen war. Je mehr die Zahl der Unternehmungen stieg, die er ins Leben gerufen hatte, oder an denen er hervorragend beteiligt war, desto gewaltiger steigerten sich natürlich auch die Anforderungen, die an seine Zeit und an seine Leistungsfähigkeit gestellt wurden. Ununterbrochen hatte er Konferenzen und Besprechungen oder unternahm nächtliche Autofahrten zu kurzen aus-

wärtigen Besuchen. Der Vater und die Schwester bekamen ihn oft Tage lang kaum zu Gesicht, und wenn er bei Tisch erschien, war er reizbar und nervös. Denn er legte sich jetzt seinen Angehörigen gegenüber viel weniger Zwang auf als in der ersten Zeit ihres Aufenthalts. Die Rücksichten, die er auf seinen Vater nehmen mußte, waren ihm manchmal lästig, und mit Maria war er wenig zufrieden. Er wußte, daß sie nach wie vor viel mit Magda Mühlbeck verkehrte, aber er hegte ernste Zweifel, ob sie bei der Freundin in seinem Interesse tätig sei. Denn sie sprach niemals von den Unterhaltungen, die sie mit ihr geführt hatte, und es war offenbar, daß zwischen den jungen Mädchen von ihm so gut wie gar nicht die Rede war. Trotzdem wünschte er nicht, daß seine Angehörigen schon jetzt nach Frauenthal zurückkehrten. Sie konnten ihm hier doch möglicherweise noch nützlich werden, und er trat darum, wenn gelegentlich der Rückreise Erwähnung geschah, einem solchen Gedanken stets mit großer Lebhaftigkeit entgegen.

Seine geschäftlichen Beziehungen zu der Firma Hagen und Hollweg hatten sich in der letzten Zeit immer gespannter gestaltet. Er wußte, daß die Widerstände, denen er bei seinen Unternehmungen immer häufiger begegnete, fast immer von diesem Hause ausgingen, und es war hier und da schon zu Kundgebungen einer offenen Feindseligkeit gekommen. Das war ihm sehr lästig, denn bei dem hohen Ansehen der Firma waren ihm daraus schon mancherlei ernste Schwierigkeiten erwachsen, und er wußte, daß er vor dieser Gegnerschaft wohl auf der Hut sein mußte. Aber er sah darin zurzeit noch keine ernste Gefahr. Seine Position war unerschüttert, so lange sich Joachim Mühlbeck neutral verhielt. Auf ihn vor allem hatte er seine Hoffnungen gesetzt, und mit brennender

Ungeduld sah er darum einer Klärung seines Verhältnisses zu Magda entgegen. Die Verzögerung beunruhigte ihn umso mehr, als er sich keiner Täuschung darüber hingab, daß er in Rudolf Hagen einen sehr ernst zu nehmenden Nebenbuhler hatte. Seine persönlichen Vorzüge fürchtete er ja nicht, denn er fühlte sich ihm darin nach jeder Richtung hin überlegen. Aber an kaufmännischer Geltung kam er ihm nicht gleich, wieviel er auch von sich reden machte und für wie viele er auch ein Gegenstand der Bewunderung war. Er blieb doch immer der neu emporgekommene Mann, auf den die Söhne der alten Kaufmannsgeschlechter mit ihrem durch Generationen erhaltenen, auf fester und solider Grundlage ruhenden Reichtum mit einer gewissen Geringschätzung herabsahen. Und darüber, daß dieser Umstand für Joachim Mühlbeck schwer ins Gewicht fiel, war er sich vollkommen klar. Jedenfalls war seine gegenwärtige Lage für ihn eine wenig behagliche, und er zerbrach sich beständig den Kopf, wie er ihr ein rasches Ende bereiten könne. Den naheliegenden Weg, einfach zu Mühlbeck zu gehen und um Magdas Hand anzuhalten, wagte er nicht einzuschlagen. Mußte er doch darauf gefaßt sein, daß sie dann in ihrem mädchenhaften Trotz oder in ihrer unbegreiflichen Launenhaftigkeit, wie er es bei sich nannte, geradezu Nein sagen würde. Und das war es, wovor er zitterte, weil es alle seine Pläne über den Haufen geworfen und ihn vielleicht sogar vor eine Katastrophe gestellt hätte.

Der andere, der Rivale, aber brauchte solche Bedenken nicht zu hegen. Und Egon Stellbrinck würde sich noch um vieles stärker aufgeregt haben, wenn er geahnt hätte, mit welcher Energie Rudolf Hagen bereits auf sein Ziel losgegangen war. So saß er an diesem Nachmittag Herrn Joachim Mühlbeck in seinem Arbeitszimmer gegenüber,

und das Gespräch der beiden Männer bewegte sich um den nämlichen Gegenstand, der Egon Stellbrinck so sehr am Herzen lag.

„Wie ich über Ihren Antrag denke, mein lieber Hagen," sagte der Ältere, „wissen Sie ja. Sie sind mir als Schwiegersohn jederzeit willkommen. Und wenn es allein auf meine Wünsche ankäme, stände einer Verlobung nichts im Wege. Aber da meine Tochter doch nun einmal die Hauptperson dabei ist, müssen wir wohl auch auf sie Rücksicht nehmen. Und ich kann nur wiederholen, was ich schon mehrmals gesagt habe: Üben Sie noch ein wenig Geduld!"

Hagen schüttelte den Kopf. Er sah noch ernster aus als gewöhnlich. Der Mißmut, der ihn erfüllte, stand deutlich auf seinem Gesicht.

„Bin ich nicht schon geduldig genug gewesen, Herr Mühlbeck? Sie haben mich gebeten, mit meiner Erklärung an Magda noch zurückzuhalten, und ich habe es getan. Aber ich kann den Grund nicht recht einsehen. Daran, daß sie meine Empfindungen für sie kennt, zweifle ich nicht. Sie erwidert sie entweder oder sie mag mich nicht. In dem einen wie in dem anderen Fall aber wäre eine klare, bündige Antwort doch wohl das einzig Richtige."

„So einfach liegt es leider nicht. Magda ist nun einmal eine unberechenbare und schwer zu behandelnde Natur. Und sie befindet sich in jenem Alter, wo die jungen Mädchen den Kopf voll der sonderbarsten Vorstellungen haben. Wie ich sie kenne, bin ich gewiß, daß sie sich eines Tages für Sie entscheiden wird. Aber man muß ihr Zeit lassen, zur Einsicht zu kommen. Lassen Sie sie immerhin erst ihre kleinen Enttäuschungen erleben."

„Das heißt mit anderen Worten: Lassen Sie sie mit

anderen liebeln! Zum Beispiel mit diesem Herrn Stellbrinck?"

„Warum nicht auch mit ihm? Gerade ihn halte ich für den ungefährlichsten Ihrer Mitbewerber."

„Verzeihen Sie, wenn ich darin etwas anderer Meinung bin. Er hat die Gewohnheit, alle Hindernisse im Sturm zu nehmen, als Kaufmann wie als Mensch. Wer bietet mir die Gewähr, daß nicht auch Fräulein Magda sich von ihm eines Tages im Sturm gewinnen läßt?"

„Ich biete Ihnen die Gewähr dafür, Herr Hagen."

„Ihre väterliche Autorität in Ehren, aber was wollen Sie denn schließlich machen, wenn Sie einfach vor eine vollendete Tatsache gestellt werden?"

„Seien Sie unbesorgt: das wird nicht geschehen. Magda ist eine Mühlbeck. Noch im letzten entscheidenden Augenblick würde das väterliche Blut in ihren Adern sie davor bewahren, einem trügerischen Blender vom Schlage Stellbrincks zu verfallen."

„Sagt man ihm nicht nach, daß er sich alle Frauen zu Willen macht, auf die er es abgesehen hat?"

„Vielleicht alle — außer meiner Tochter. Sie hat sehr scharfe Augen, trotz ihrer Jugend."

„Die schärfsten Augen werden blind, wenn der Rausch des Herzens sie umnebelt. Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Mühlbeck, aber ich finde, daß Sie in dieser Hinsicht allzu sorglos sind."

Der Großindustrielle lächelte.

„Es wäre wohl das erstemal in meinem Leben, daß ich diesen Vorwurf verdiente. Glauben Sie mir, mein lieber junger Freund: ich beobachte auch diese Angelegenheit mit all der Aufmerksamkeit, die sie verdient. Und ich habe bis jetzt keinen Anlaß zu irgendwelcher Besorgnis gefunden."

„Was halten Sie denn überhaupt von diesem Stellbrinck? Sie sind ja bis jetzt seinen geschäftlichen Transaktionen gegenüber sehr nachsichtig gewesen."

„Warum hätte ich mich anstrengen sollen? Ich lasse ihn selbst für sein Schicksal sorgen. Eines Tages wird er sich schon totlaufen."

„Möglich! Aber er kann bis dahin unendliches Unheil angerichtet haben."

„Nur unter denen, die es nicht besser verdienten."

„Auch darin kann ich Ihre Ansicht nicht teilen. Keiner von uns weiß, wie lange die gegenwärtigen Verhältnisse noch weiter bestehen werden. Und sie sind der beste Nährboden für Existenzen gleich denen Stellbrincks. Wenn er nur noch ein paar Monate lang Gelegenheit hat, in der bisherigen Weise weiter zu wirtschaften, ist er möglicherweise wirklich an das Ziel seiner Wünsche gelangt und steht als Sieger auf dem Trümmerhaufen der von ihm vernichteten Menschenleben."

„Ich fürchte es nicht. Die, die er vielleicht auf seinem Wege zugrunde richtet, kann ich nicht bedauern. Und er selbst — das ist meine feste Überzeugung — wird ihr Schicksal teilen. Beutefahrten wie die seinigen, enden immer in irgendeinem Abgrund."

Hagen sah nicht sehr überzeugt aus, aber er brach das Gespräch ab, um auf den ersten Gegenstand ihrer Unterhaltung zurückzukommen.

„Ich muß in den nächsten Wochen eine längere Reise antreten. Unser Hüttenwerk bei Tiefenbrunn fordert meine Anwesenheit. Ich hatte gehofft, meine Bewerbung um Fräulein Magda vorher entschieden zu sehen. Aber nach Ihren heutigen Erklärungen muß ich wohl annehmen, daß diese Hoffnung eine vergebliche war."

„Lassen Sie mich Ihnen einen Vorschlag machen. Der

Arzt hat meiner Schwester einen Luftwechsel verordnet. Gleich beim Eintritt milderen Wetters soll sie einen Kurort aufsuchen. Und Magda wird sie begleiten. Wie wäre es, wenn ich sie veranlaßte, nach Tiefenbrunn zu gehen? Da könnten Sie das Mädchen für eine Weile allein haben, das heißt, ganz losgelöst von ihrer bisherigen Berliner Umgebung. Möglicherweise kommen Sie auf diese Weise am schnellsten zum Ziel."

Mit sichtlicher Freude nahm Hagen die Idee auf.

„Durch ein solches Arrangement würden Sie mich in der Tat zu großem Dank verpflichten. Aber glauben Sie, daß Fräulein Magda sich damit einverstanden erklären wird? Tiefenbrunn bietet um diese Jahreszeit noch sehr wenig Unterhaltung."

„Umso besser für Ihre Zwecke. Magda tut ihrer Tante zuliebe alles, was man von ihr verlangt, und meine Schwester geht dorthin, wohin ich sie schicke. Das ist also abgemacht, lieber Hagen!"

Sie schüttelten sich die Hand. Und Mühlbeck fügte mit einem feinen Lächeln hinzu: „Seien Sie versichert, daß Ihre Sache sich bei mir in den besten Händen befindet. Auch ich wünsche lebhaft, daß wir damit bald ins reine kommen. Denn es ist für einen Vater immer eine Sorge, seine Tochter unter die Haube zu bringen. Aber ich will alles vermieden sehen, was den Charakter eines Zwanges hat. Und Sie dürfen mir glauben, daß es so auch am besten ist für Sie."

Wegen einer leichten Unpäßlichkeit war Egon Stellbrinck seit mehreren Tagen nicht mehr in seinem Büro erschienen. Er erteilte die wichtigsten Anweisungen durch den Fernsprecher oder durch Elli Lindemann, die täglich auf eine Stunde zu ihm kommen mußte. Die Erledigung

der meisten Angelegenheiten aber überließ er Norbert, der unumschränkte Vollmacht hatte, für ihn zu zeichnen. Der Prokurist erstickte fast unter der Last der Arbeit, die ihm von allen Seiten her zuströmte. Er saß jetzt oft bis tief in die Nacht hinein am Schreibtisch, in allerlei Berechnungen vertieft. Und es hatte nicht den Anschein, als ob diese Beschäftigung ihm sonderliches Vergnügen bereite. Seine Stirn war oft umwölkt, und zuweilen schleuderte er den Bleistift auf die Tischplatte, um sich in seinen Stuhl zurückzulehnen und in sichtlich unerfreuliche Gedanken zu versinken.

Die mit der heutigen Abendpost eingelaufenen Briefschaften schienen ihn in eine besonders ernste Stimmung versetzt zu haben. Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab; dann ließ er sich telephonisch mit Egon Stellbrincks Privatwohnung verbinden. Nach einer Weile kam die Antwort: „Hier Stellbrinck."

„Hier Norbert. Entschuldige, wenn ich dich belästigen muß. Aber ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Es sind sehr unerfreuliche Schreiben von Gebrüder Langhans, von Thomas Behrendt und von der Deutschen Stahlindustrie gekommen. In der Hauptsache verlangen sie alle Geld. Was soll ich tun?"

„Natürlich die geforderten Beträge überweisen. Darum brauchtest du doch nicht erst anzufragen."

„Es handelt sich um erschreckend hohe Summen. Und unser Konto bei der Deutschen Bank — aber telephonisch läßt sich nicht gut ausführlicher darüber sprechen. Kannst du mich empfangen?"

„Ich habe scheußliche Halsschmerzen. Aber wenn es durchaus sein muß — ich bin für dich zu Hause."

Norbert hängte den Hörer ein, ließ den ersten Korrespondenten kommen, um ihm einige Anweisungen zu er-

teilen, und nahm dann rasch Hut und Mantel. Eine Anzahl von Briefen und Aktenstücken in einer Mappe mitnehmend, machte er sich auf den Weg zur Villa Stellbrinck. Der Diener ließ ihn sofort in das Arbeitszimmer des Hausherrn, wo Egon im bequemen Hausanzuge auf einem Diwan lag und ihn mit kaum verhehlter Verdrießlichkeit empfing. Das Gemach war nur matt erhellt und die Tür zum nebenan gelegenen Bibliothekzimmer stand offen, weil Egon sich erst vor kurzem ein Buch geholt hatte. Aber es war niemand zugegen, und so brauchte Stellbrinck sich in seinen Redewendungen keinen Zwang auferlegen.

„Guten Abend, mein Lieber! Es wäre mir, offen gestanden, lieber gewesen, wenn du mich mit diesem Besuch hättest verschonen können. Ich kann kaum reden, und muß mich schonen, um spätestens übermorgen wieder frisch zu sein. Machen wir's also möglichst kurz. Unsere Schmerzenskinder brauchen Geld — nicht wahr?"

„Hier sind die Briefe."

Norbert entnahm seiner Mappe die Schriftstücke und reichte sie Egon. Der überflog sie flüchtig und gab sie zurück.

„Nun ja. Was weiter? Das Messer sitzt ihnen eben an der Kehle, und wir müssen selbstverständlich einspringen."

„Hast du gelesen, wie hoch die Beträge sind? Namentlich bei der Deutschen Stahlindustrie?"

„Jawohl. Und das ist durchaus kein Wunder. Hagen hat ihnen ja überall das Wasser abgegraben."

„Sie drohen mit Zahlungseinstellung und berufen sich auf deine Zusage, den Ausfall zu decken."

„Ich habe ihnen allerdings ein ganz allgemein gehaltenes Versprechen gegeben. Das würde mich rechtlich natürlich nicht binden. Aber ich muß die Gesellschaft unter

allen Umständen halten. Den Triumph, diese Mine in die Luft gehen zu lassen, darf ich Hagen nicht gönnen."

„Und woher sollen wir die Mittel dazu nehmen? Unser Konto bei der Deutschen Bank ist durch die riesigen Entnahmen der letzten Wochen der Erschöpfung nahe."

„Auf dies Konto darf vorläufig auch nichts mehr angewiesen werden. Das sagte ich dir doch schon gestern."

„Auch unser Guthaben bei der Kommerzbank reicht für solche Anforderungen nicht mehr aus."

„Wer denkt auch daran! Wir entnehmen das Geld einfach auf Rechnung unserer anderen Unternehmungen."

„Dürfen wir das, Egon?"

Stellbrinck drehte sich um und sah ihn groß an.

„Was ist das für eine Frage?" sagte er scharf. „Wenn ich es so anordne, werde ich es wohl auch dürfen."

„Vergib, wenn ich dir darin nicht beipflichte. Nach dem Wortlaut des Gesetzes dürfen wir es jedenfalls nicht."

Egon ließ die Beine von dem Ruhebett herabgleiten und sprang auf.

„Willst du mir einen juristischen Vortrag über meine Rechte und Pflichten halten?"

„Nein. Ich will dich nur warnen. Wir begeben uns damit auf eine schiefe Ebene, Egon! Oder vielmehr, wir befinden uns schon auf ihr. Es ist die höchste Zeit, haltzumachen."

Ein kurzes Auflachen, das wegen seiner Heiserkeit besonders rauh und häßlich klang, war Stellbrincks Antwort.

„Du bist wirklich köstlich, mein guter Walter! — Kommt dieser Mensch tatsächlich zu mir, um mir kaufmännische Moral zu predigen. Also auf einer schiefen Ebene befinde ich mich? Und ich soll schleunigst haltmachen? Sage mal, Bester, wie stellst du dir das eigentlich in deiner kindlichen Unschuld vor?"

Norbert blieb unerschütterlich ernst und ruhig.

„Wenn wir sie aller künstlichen Verwicklungen entkleiden, ist die Sachlage doch einfach genug. Du bist bei der Bildung deines Konzerns zu überstürzt und zu wahllos zu Werke gegangen. Er umschließt jetzt eine Anzahl von Firmen, die bereits auf sehr schwachen Füßen standen und die in der Anlehnung lediglich eine Stütze für ihre gefährdete Existenz zu finden hofften. Wohl ist der Kurs ihrer Aktien durch den Zusammenschluß zum Teil auf eine schwindelhafte Höhe gestiegen, aber sie haben an innerer Gesundheit dadurch nichts gewonnen. Es kracht und knistert in ihrem Aufbau überall. Die drei, deren Briefe ich dir da vorgelegt habe, werden nicht die einzigen bleiben, die vom Zusammenbruch bedroht sind. Man müßte über die Geldmittel eines Morgan verfügen, um sie alle davor zu bewahren."

„Es ist erstaunlich, wie scharfblickend du die Situation beurteilst," spottete Stellbrinck. „Das aus den Rechnungsaufstellungen und aus unserer Korrespondenz heraus zu bekommen, war allerdings nicht allzuschwer. Nun aber weiter! Denn du bist mit deinem lehrreichen Vortrag doch wohl noch nicht zu Ende."

„Die geschäftliche Politik, mit der du diesen Gefahren zu begegnen gedenkst, ist mir in den letzten Wochen ebenfalls immer klarer geworden. Aber ich halte sie geradezu für verhängnisvoll."

„Ah, jetzt kommen wir also zur Hauptsache! Ich bin gespannt, deine Belehrung zu empfangen."

„Ich will dich nicht belehren. Nur darauf will ich dich aufmerksam machen, daß deine Berechnungen von dem Augenblick an falsch sein müssen, wo sie — laß mich offen sein, Egon! — wo sie den Boden der kaufmännischen Redlichkeit unter den Füßen verlieren."

Stellbrinck hatte sich in seinen Schreibsessel geworfen und die Arme über der Brust verschränkt.

„Ich müßte dir darauf eigentlich eine Antwort geben, die dir wenig gefiele. Aber ich bin nun einmal gestimmt, deine Moralpauke anzuhören. Also ich bin in deinen Augen ein unredlicher Kaufmann! Und weshalb?"

„Weil du angefangen hast, über Gelder zu verfügen, die dir nicht gehören."

Das klang klar und energisch. Es war wie ein Peitschenhieb. Und es wirkte auch wie ein solcher. Denn Egon Stellbrinck zuckte zusammen, und sein Gesicht verzerrte sich. Aber er übte eine erstaunliche Selbstbeherrschung. Wohl war jetzt der überlegen spöttische Ton nicht mehr in seiner Rede, sondern er sprach eisig kalt und in langsamen, wohl abgewogenen Worten; aber seine Erwiderung hatte auch nichts von dem Klange einer persönlichen Gereiztheit.

„Damit wir darüber ein für allemal ins klare kommen: Ja, ich verfüge über Gelder, die dem Buchstaben nach nicht mir gehören, sondern Gesellschaften meines Konzerns. Aber ich tue es, um diesen Konzern auf seiner beherrschenden Höhe zu erhalten. Wenn auch nur eine der ihm angehörigen Firmen fallierte, so würde das die fatalste Rückwirkung auf die anderen üben. Wir könnten einen katastrophalen Kurssturz erleben. Das zu verhindern, muß meine wichtigste Aufgabe sein. Kleinliche Bedenklichkeiten dürfen mich nicht zurückhalten. Wenn die gefährdeten Gesellschaften sich mit meiner Hilfe erholt haben, ist es ein leichtes, alles wieder ins gleiche zu bringen."

„Und wenn sie sich nicht erholen?"

„Das ist eine Sorge, die uns jetzt noch nicht kümmert. Ein Kaufmann, der beständig nur mit den schlimmsten Möglichkeiten rechnet, wird es nie zu etwas bringen."

„Gut. Du handelst auf deine eigene Verantwortung. Aber du mußt sie auch allein tragen. Ich werde die Schecks nicht unterschreiben."

„Du tust es für die Firma, nicht für dich."

„Aber ich muß meinen Namen darunter setzen. Und ich gebe ihn nicht her für ein unehrliches Spiel."

Egon Stellbrinck richtete sich auf. Er war jetzt von imponierender Größe und sein Gesicht hatte einen stolzen, gebieterischen Ausdruck.

„Sind Sie sich bewußt, Herr Norbert, was Sie mit dieser Erklärung ausgesprochen haben?"

„Ich weiß, daß damit mein Dienstverhältnis zu Ende ist. Aber ich kann nicht anders."

„So bleiben mir alle weiteren Worte erspart. Es ist nicht notwendig, daß Sie sich noch einmal in das Kontor bemühen."

Gesenkten Kopfes und mit tiefen Falten auf der Stirn ging Walter Norbert durch das Vorzimmer. Als er die Tür öffnete, sah er sich Maria Stellbrinck gegenüber. Auch sie war ungewöhnlich ernst, aber sie streckte ihm freundschaftlich ihre Hand entgegen.

„Guten Abend, Walter! Sie haben lange nichts von sich hören lassen, aber ich will Ihnen darüber jetzt keine Vorwürfe machen. Haben Sie noch ein paar Minuten für mich übrig?"

„Ich bin immer zu Ihrer Verfügung, Fräulein Stellbrinck! Aber in diesem Augenblick — und hier in Ihres Bruders Hause — es geht wirklich nicht."

„Dies Haus ist gegenwärtig auch meine Wohnung. Und wenn ich Sie bitte, in mein Zimmer zu treten, kann niemand etwas dagegen einzuwenden haben."

Doch er zauderte noch immer.

„Trotzdem — es sind Verhältnisse eingetreten, die es mir wünschenswert machen, die Villa so schnell als möglich zu verlassen.“

„Ich kenne sie. Denn ich habe Ihre letzte Unterhaltung mit Egon angehört.“

Norbert erschrak.

„Um Gottes willen, Fräulein Maria — Sie haben gehorcht?“

„Ja. Ich muß mich dieser Sünde schuldig bekennen. Ich war in die Bibliothek gegangen, mir ein Buch zu holen. Daß Egon Besuch habe, wußte ich nicht. Die Tür zu seinem Arbeitszimmer stand offen. Ich hörte Ihre Stimme und wollte mich zurückziehen. Aber was ich vernahm, bestimmte mich zu bleiben. Ich weiß, daß es sehr häßlich ist zu lauschen. Aber es gibt Situationen, die es entschuldigen können. Und im Grunde ist das ja auch jetzt einerlei. Genug, daß ich über alles unterrichtet bin.“

„Sie können Ihren Bruder mißverstanden haben. Es handelte sich lediglich um eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns. Und vielleicht ist er mit seinen Ansichten im Recht.“

„Wenn es so wäre, würden Sie sich dann ohne weiteres von ihm losgemacht haben? Nein, Walter, Sie dürfen nicht versuchen, mich zu täuschen. Und Sie dürfen mir eine kurze Unterredung nicht abschlagen. Ich fordere sie von Ihnen als einen Beweis Ihrer Freundschaft.“

„Aber was wird Egon sagen, wenn er erfährt — —“

„Mag er sagen, was er will. Dies ist meine Angelegenheit und nicht die seinige.“

Sie wandte sich und stieg Norbert voran in das obere Stockwerk empor, wo ihr Zimmer lag. Befangen trat er über die Schwelle. Sie bot ihm einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber auf das Sofa.

„Ich will Sie nicht bitten, zu mir von den Geschäften meines Bruders zu sprechen. Denn ich verstehe, daß Sie sich bedenken würden, es zu tun. Ich habe ja auch genug gehört, um mir ein Urteil zu bilden. Nein, nein, sagen Sie nichts. Sie brauchen ihn nicht zu verteidigen. Es ist Ihnen also Ernst mit dem Entschluß, Ihre Stellung bei ihm aufzugeben?“

„Nach dieser Auseinandersetzung bleibt mir nichts anderes übrig.“

„Ich freue mich darüber. Das war nichts für Sie. Ich habe Sie nur ungern für ihn arbeiten sehen. Denn ich war immer mißtrauisch gegen Egon. Schon als er uns in Frauenthal von seinen riesenhaften Unternehmungen sprach, konnte ich die drückende Empfindung nicht los werden, daß es damit sicherlich kein gutes Ende nehmen würde.“

„Dennoch tun Sie ihm unrecht. Er ist ein genialer Kaufmann. Nur vielleicht nicht charakterfest genug, um dem verführerischen Wirbel standzuhalten, der jetzt alles mit sich fortreißt.“

„Es mag damit sein, wie es will. Mich kümmert es nicht. Und nicht deshalb habe ich Sie gebeten, bei mir einzutreten. Mir geht es um Sie, Walter! Was gedenken Sie jetzt zu beginnen?“

Er sah die Spannung in ihrem Gesicht und fühlte die warme Teilnahme, die ihm aus ihren Augen entgegen leuchtete. Heiß quoll die Liebe zu ihr in seinem Herzen auf. Aber er hatte seine Hoffnungen begraben, als er das Band zerschnitt, das ihn mit ihrem Bruder verknüpfte. Und jetzt mußte er stark bleiben in seinem Verzicht.

„Ich bin darüber mit mir noch nicht genügend zu Rate gegangen,“ sagte er ausweichend. „Vielleicht werde ich mich um einen anderen Posten bemühen.“

„Nein, das sollen Sie nicht tun. Nehmen Sie dies Zerwürfnis für einen Wink des Schicksals, das Sie auf den rechten Weg weisen will. Widmen Sie sich der Musik!"

Er schwieg und sah vor sich hin. Lebhafter, in eindringlichem, überredendem Tone fuhr sie fort: „Sie haben mir eine abschlägige Antwort gegeben, als ich Sie neulich darum bat. Und es ist beinahe ungehörig, daß ich trotzdem darauf zurückkomme. Nur die Gewißheit, daß auf diesem Wege Ihre eigentliche Lebensaufgabe liegt, kann mich entschuldigen. Ich hatte inzwischen Gelegenheit, noch einmal mit Herrn Rasumoff zu sprechen. Und er sagte mir wieder, Ihre Weigerung sei geradezu eine Versündigung an der Kunst."

„Wohl, ich will Ihnen gestehen, Fräulein Maria, daß ich daran gedacht habe, Ihrem Rate zu folgen."

„Wirklich?" rief sie freudig. „Oh, Sie müssen bei diesem Entschlusse bleiben. Er wird Sie gewiß nicht gereuen."

„Der Lehrer, dem ich das meiste zu danken habe, ist jetzt Professor am Leipziger Konservatorium. Er würde mich gern als Schüler annehmen. Und meine Mittel würden wohl ausreichen, meine Ausbildung zu vollenden."

„Aber dann ist ja alles gut. Und Sie werden nach Leipzig gehen, nicht wahr?"

„Es ist wahrscheinlich, daß ich es tun werde."

„Warum sagen Sie das in so niedergeschlagenem Ton? Zweifeln Sie denn noch immer an Ihrer Begabung?"

„Wie weit ich es bringen werde, weiß ich freilich nicht. Doch das ist jetzt nicht das Entscheidende. Was mir den Schritt so schwer macht, ist etwas anderes — etwas, worüber ich nicht gern sprechen möchte."

„Haben Sie so wenig Vertrauen zu mir, Walter?"

„Es gibt keinen Menschen, dem ich so unbedingt, so schrankenlos vertraue wie Ihnen."

„Und trotzdem wollen Sie mir nicht sagen, was Sie bedrückt?"

„Sie werden kein Interesse daran haben. Es ist eine so persönliche Angelegenheit."

„Und das sollte mich nicht interessieren? Ich will Sie natürlich nicht dazu drängen, mir Dinge mitzuteilen, deren Geheimhaltung Ihnen geboten scheint. Aber wenn es eine Möglichkeit gibt, daß ich Ihnen beistehen — Ihnen irgendwie von Nutzen sein kann, so sprechen Sie sich offen gegen mich aus. Denken Sie, ich sei Ihre Schwester."

„Auf die Gefahr hin also, daß Sie mich für einen Narren halten: Es ist ein junges Mädchen dabei im Spiel."

In Marias Gesicht zuckte es. Sie war sichtlich überrascht und ein leichtes Beben ihrer Lippen verriet, daß es keine freudige Überraschung war. Doch in der nächsten Sekunde klang ihre Stimme nur noch herzlicher und gütiger als zuvor.

„Sie sind also verlobt?"

„Nein — nein! Davon ist nicht die Rede. Die junge Dame, die für mich eine so große Bedeutung hat, weiß nicht einmal etwas von meiner Liebe zu ihr. Und sie wird aller Voraussicht nach nie etwas davon erfahren."

„Das ist seltsam. Warum haben Sie sich ihr denn nicht erklärt?"

„Weil die Verhältnisse mir nicht gestatten, um sie zu werben. Sie ist reich, oder sie hat doch wenigstens reiche Verwandte, die bei der Wahl ihres Gatten ohne Zweifel bestimmend mitzusprechen haben. So lange ich Kaufmann und der Prokurist Ihres Bruders war, durfte ich

hoffen, mir mit der Zeit ein dem ihrigen einigermaßen entsprechendes Vermögen zu schaffen."

„Ah, deshalb also! Nun verstehe ich allerdings, weshalb Sie Ihre bisherige Laufbahn nicht verlassen wollten. Ich habe Ihnen in meinen Gedanken unrecht getan, Walter! Die Liebe zu einer Frau mußte wohl stärker sein als die Liebe zur Kunst. Hängt die Erfüllung Ihrer Wünsche von dem Besitz eines Vermögens ab, so tun Sie freilich besser, ein Kaufmann zu bleiben."

Verneinend bewegte Norbert den Kopf.

„Auch das würde mir nichts mehr helfen. Eine so gut bezahlte Stellung mit solchen Zukunftsaussichten, wie sie mir die Tätigkeit bei Ihrem Bruder bot, würde ich schwerlich finden."

„Der Verlust dieser Stellung also ist es, der Ihre Hoffnungen zerstört?"

„In Verbindung mit allem, was dazu gehört — ja."

Maria dachte einen Augenblick nach. Dann begann sie leise und zögernd: „So läßt es sich vielleicht noch wieder einrenken. Wenn Sie Ihre Worte zurücknehmen und sich bereit erklären, auf die Absichten meines Bruders einzugehen — —"

Sie stockte und wurde glühend rot unter dem Blick, mit dem Norbert sie ansah.

„Ist das Ihr Ernst, Fräulein Maria?"

„Nein — nein — nein!" rief sie. „Verzeihen Sie mir, Walter! Aber ich — ich möchte Ihnen doch so gerne helfen."

Er atmete schwer.

„Ich danke Ihnen — danke Ihnen von ganzem Herzen. Aber das ist nun endgültig abgetan. Ja, ich will ein Musiker werden."

„Und warum müssen Sie darum die Hoffnung auf-

geben, sich das Mädchen zu erringen, das Sie lieben? Warum reden Sie denn nicht mit ihr? Wenn sie Ihnen gut ist, wird sie nicht viel nach Ihrem Vermögen fragen. Und sie wird freudig warten, bis Sie sie heimholen können."

„Auch wenn sie dazu bereit wäre, als Mann von Ehre könnte ich es nicht annehmen. Gewiß würde ich als Musiker immer eine Anstellung in irgend einem Orchester finden, die mich zur Not in den Stand setzt, eine Familie zu erhalten. Aber dürfte das das Ziel meines Ehrgeizes sein? Und dürfte ich das Mädchen, dem ich alles Glück der Erde bereiten möchte, auf solche Aussichten vertrösten? Und das andere, die hohe Künstlerschaft im eigentlichen Sinne des Wortes, ist eine ganz ungewisse Hoffnung. Ich kann auf halbem Wege stecken bleiben, oder ich kann viele Jahre brauchen, ehe ich an das ersehnte Ende des Weges gelangt bin. Es wäre unverzeihlich gehandelt, ein anderes Wesen an dies unsichere Schicksal zu binden."

„Ich kann darüber nicht urteilen, Walter, weil ich die Dame nicht kenne, von der Sie sprechen. Nach meiner Auffassung sollte sie sich dadurch nicht schrecken lassen. Hat sie den Glauben an Sie, und den wird sie doch sicherlich haben, so werden ihr die Jahre des Wartens nichts bedeuten. Und wenn ein halbes oder ein ganzes Menschenleben darüber hinginge, sie wird glücklich sein, Ihren Aufstieg zu verfolgen und mit Ihnen zu hoffen. Macht denn nicht das das Wesen der Liebe aus, daß sie imstande ist, geduldig zu harren und — wenn es nottut — auch zu entsagen?"

„Ja. Aber meine Pflicht ist es, mit der Entsagung zu beginnen."

Sinnend blickte Maria in sein Gesicht.

„Sie müssen das schließlich ja besser wissen als ich. Und vielleicht haben Sie recht. Um Ihrer selbst willen ist es wohl richtiger, wenn Sie sich keine Fesseln anlegen. Man sagt ja immer, ein Künstler müsse frei sein. Erhalten Sie sich also diese Freiheit — wenn Sie es können."

Sie schwiegen beide. Norbert fühlte, daß es für ihn an der Zeit sei, aufzubrechen. Und doch wollten ihn tausend Fäden halten. Diese Stunde entschied ja über seine Zukunft — über sein Leben. Wenn er jetzt das Wort sprach, das ihm im Herzen und auf der Zunge brannte, wenn er Maria offenbarte, daß seit Minuten nur von ihr selbst die Rede gewesen war, dann würde sie ihm vielleicht ihre Hand reichen mit dem Versprechen, geduldig auf ihn zu warten, viele Monate oder Jahre lang. Und er würde sie als der glücklichste aller Menschen verlassen. Aber draußen, in der rauhen Wirklichkeit des Lebens, würden alle die Bedenken, die seine bisherige Handlungsweise bestimmt hatten, von neuem mit verstärktem Gewicht Gewalt über ihn gewinnen. Er würde sich charakterlos nennen und eine Beute der quälendsten Zweifel und ständiger Sorgen werden müssen. Er sah ihre schönen Augen mit einem Ausdruck auf sich gerichtet, der alle seine Nerven erzittern machte, und empfand ihre körperliche Nähe als das Köstlichste, das ihm beschieden sein konnte. Eine heiße Sehnsucht, ein überwältigendes Verlangen zog ihn zu ihr hin. Aber er saß dennoch steif und stumm. Er wollte nicht schwach werden, wollte auch diese letzte und schwerste Versuchung noch bestehen, um dann als ein einsamer Mann seines Weges zu gehen. Mit diesem Opfer weihte er sich ganz seiner Kunst; sie konnte kein größeres von ihm fordern. Nun erst war er würdig, ihr als Priester zu dienen.

Gleichzeitig standen sie beide auf und reichten sich zum Abschied die Hand.

„Sie werden bald abreisen, Walter?"

„Sobald meine Angelegenheiten mit Ihrem Bruder und meine sonstigen hiesigen Verpflichtungen geordnet sind — jedenfalls schon in einigen Tagen."

„Und ich werde Sie vorher nicht mehr sehen?"

„Wohl kaum, Fräulein Maria!"

„Es ist auch gut so. Nehmen Sie denn meine wärmsten Wünsche mit sich. Glück auf Ihren Weg!"

„Ich danke Ihnen. Wenn ich eines Tages geworden bin, was Sie erwarten, werden Sie von mir hören."

„Auf diesen Tag freue ich mich schon heute. Ich weiß ja, daß Sie Ihr Versprechen halten."

„Nehmen Sie es als ein Gelöbnis."

Sie nickte lächelnd. Dann lösten sich langsam ihre Hände, die bis dahin fest verschlungen gewesen waren. Und Walter Norbert ging. —

Als Maria eine Viertelstunde später das Zimmer ihres Vaters betrat, fand sie den Professor mit aufgestütztem Haupte in tiefen Gedanken. Sie legte zärtlich den Arm um seine Schultern und er hob den Kopf.

„Bist du's, mein Kind? Ich habe auf dich gewartet."

„Vergib! Walter Norbert war bei mir, um Abschied zu nehmen."

„Abschied? Will er denn verreisen?"

„Ja. Er geht nach Leipzig, um sich dem Studium der Musik zu widmen."

„Und er läßt seine Stellung bei Egon im Stich? Handelt er damit nicht sehr leichtfertig?"

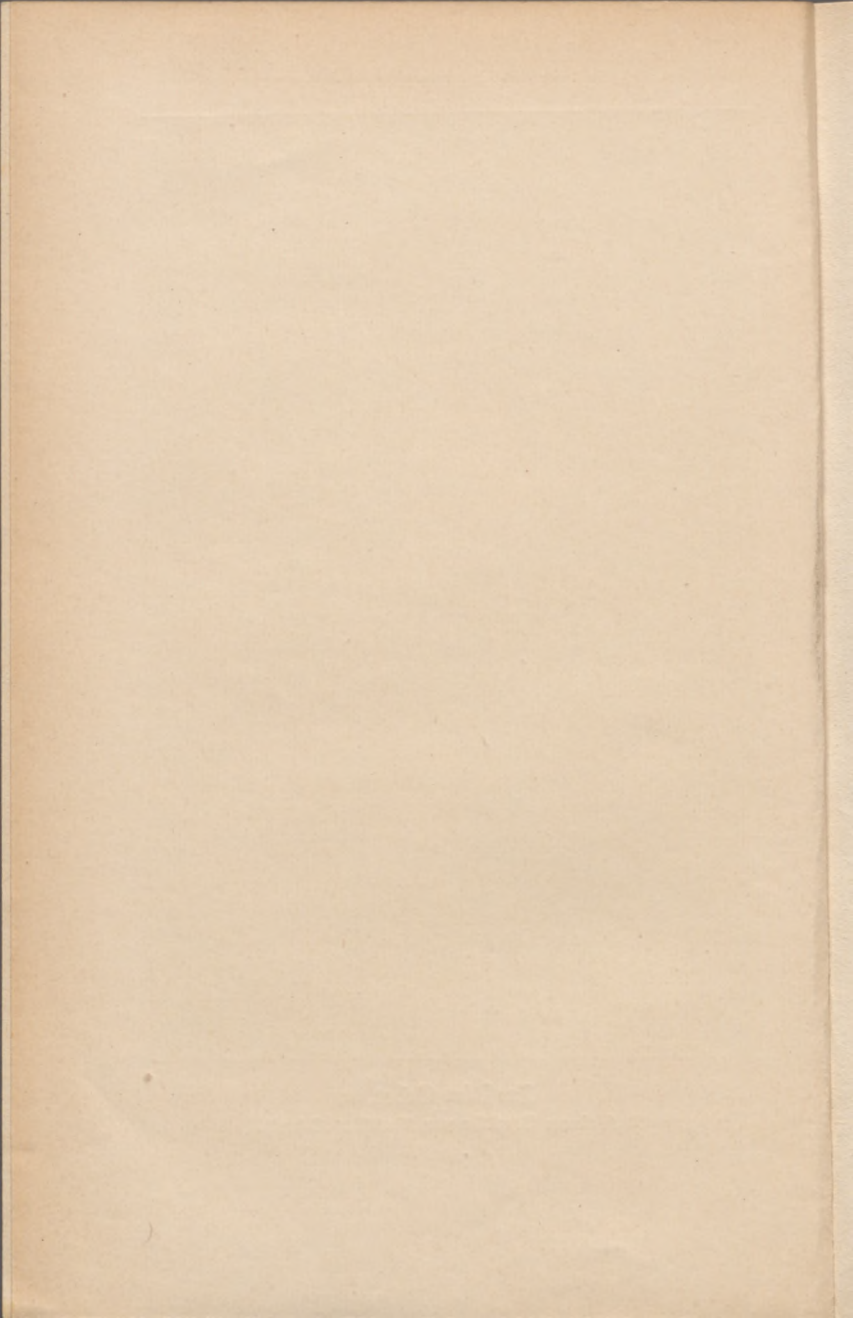
„Nein. Er handelt klug und richtig. Denn er war bisher nicht auf dem rechten Wege."

„Ich glaube fast, daß du recht hast. Aber ein wackerer,



Trost im Gebet.

Nach einem Gemälde von Matthias Schmid.



tüchtiger Mensch, wie er, wird den richtigen Weg schon finden."

Er seufzte auf und strich sich über die Stirn.

„Was ist dir, Väterchen? Fühlst du dich nicht wohl?"

„Körperlich kann ich nicht klagen. Aber wohl — nein, wohl fühle ich mich allerdings nicht mehr. Egon war im Irrtum, als er meinte, einen so alten Baum noch verpflanzen zu können. Die Neuheit der Eindrücke hat mich ja anfangs betört. Jetzt aber wird mir dies Leben mit jedem Tage schwerer. Die Menschen sind so oberflächlich und hohl. Und sie verfolgen nur selbstische Interessen. Ihre Teilnahme verflüchtigt sich sofort, wenn man von großen und ewigen Dingen mit ihnen zu reden versucht."

„Du beurteilst sie wohl richtig. Was aber zwingt dich, noch länger mit ihnen zu leben?"

„Die Rücksicht auf Egon und vor allem die Sorge um dich, mein Kind!"

„Oh, was mich betrifft, ich kehre lieber heute als morgen nach Frauenthal zurück."

„Meinst du das ernsthaft? Hält dich hier nichts? Nicht die Vergnügungen, die Egon dir bereitet? Nicht das Theater?"

„Nichts von alledem, Vater!"

„Und auch sonst nichts? Gibt es hier keinen, von dem du dich nur ungern trennen würdest?"

„Nein — keinen."

„Doch was wird Egon dazu sagen, wenn wir jetzt schon gehen wollen. Er hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, uns den Aufenthalt angenehm zu machen, und er wird uns für undankbar halten."

„Nein, das wird er nicht. Laß mich mit ihm sprechen, Vater, und ich verbürge mich dafür, daß er zustimmt, ohne uns zu zürnen."

Der Professor willigte ein. Die Hoffnung auf die bevorstehende Heimkehr stimmte ihn sichtlich heiterer, und so bemerkte er es nicht, daß Maria an diesem Abend viel ernster und schweigsamer war als sonst.

Nach einer längeren Aussprache, die die Geschwister unter vier Augen gehabt hatten, wurde in der Tat die sofortige Abreise des Professors und Marias beschlossen. Es mußten sehr ernste Dinge gewesen sein, die zwischen Egon und seiner Schwester behandelt worden waren, denn er sah hochgradig verstimmt aus, als sie auseinander gingen. Dem Vater gegenüber aber war er später beim Frühstück von fast überströmender Herzlichkeit, so daß alle Bedenklichkeiten des Professors schwanden und daß er die angenehmsten Eindrücke mit sich hinweg nahm. Es war sein Wunsch, die Rückfahrt nicht im Auto, sondern mit der Eisenbahn zu machen, und Egon erklärte sich auch damit einverstanden unter der Voraussetzung, daß er ihnen einen seiner Angestellten zur Begleitung mitgeben dürfe. Er selbst geleitete sie zum Bahnhof, und es gab einen zärtlichen Abschied zwischen ihm und dem Vater. Der Professor mußte ihm nochmals zusagen, ein paar Sommermonate in dem Landhäuschen bei Tiefenbrunn zu verbringen. Maria schwieg dazu, und sie trennte sich von dem Bruder überhaupt sehr zurückhaltend und kühl. Als Egon den Bahnhof verließ, atmete er auf. Es war gut, daß sie fort waren. Für die Zeit, die ihm jetzt bevorstand, wären ihm die Rücksichten auf sie in der Tat eine Last gewesen. Denn es galt jetzt, alle Kräfte anzuspannen, um der Schwierigkeiten Herr zu werden, die sich von allen Seiten her um ihn auftürmten. Er arbeitete fieberhaft und war fast beständig unterwegs. Ein paar Nachmittagstunden verbrachte er regelmäßig in seiner

Villa mit Elli Lindemann, denn seine private Korrespondenz, die nicht durch das Büro gehen durfte, war niemals so lebhaft gewesen wie jetzt. Dabei wurde ihm das junge Mädchen mehr und mehr zu einer Vertrauensperson im eigentlichen Sinne des Wortes. Was er ihr diktierte, waren zum großen Teil Dinge, die streng geheim gehalten werden mußten. Einmal nur hatte er mit ihr darüber gesprochen.

„Kann ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen?" hatte er gefragt. „Die kleinste Indiskretion von Ihrer Seite könnte mir schweren Schaden zufügen. Selbst Ihren Angehörigen gegenüber dürfen Sie nicht von dem reden, was Sie hier vielleicht erfahren. Wollen Sie mir das feierlich versprechen?"

Sie hatte ihn darauf angesehen mit einem Blick voll so schrankenloser Ergebenheit, daß er sich davon seltsam gerührt fühlte, aber ihre Antwort war nur ein einfaches Ja gewesen. Und als er ihr nun eine Verdoppelung des Gehalts anbot, hatte sie mit heißem Erröten den Kopf geschüttelt.

„Sie dürfen mich für diese Zusage nicht bezahlen, Herr Stellbrinck! Ich tue ja nur meine Pflicht."

„Nun, ich werde schon eine Gelegenheit finden, mich Ihnen erkenntlich zu zeigen. Jedenfalls bin ich froh, Ihren Wunsch nach einer Enthebung von Ihrem Posten nicht erfüllt zu haben, denn ich hätte unmöglich eine bessere und treuere Mitarbeiterin finden können als Sie."

Er fühlte das Zittern, das über ihren Körper lief, als er ihr dabei die Hand drückte, aber sie machte sich rasch los, um zu ihrer Tätigkeit zurückzukehren.

In seinem Verkehr mit der Außenwelt war Egon Stellbrinck noch immer der elegante und liebenswürdige Kavalier, der von Heiterkeit und Zuversicht strahlte, und

dem niemand etwas von geschäftlichen Sorgen anmerkte. Regelmäßig in später Nachtstunde erschien er in seinem Klub, um das gewohnte Bakkarat zu spielen. Lächelnd verlor er dabei die größten Summen, wie wenn es nur Zahlpfennige gewesen wären. Er galt seinen Freunden nach wie vor für den amüsantesten Gesellschafter und er war unerschöpflich im Erzählen witziger Anekdoten und pikanter kleiner Erlebnisse. Die Zeitungen brachten hie und da glänzende Berichte von dieser oder jener Gesellschaft seines Konzerns und geheimnisvolle Andeutungen über die Erweiterung derselben durch den Hinzutritt allererster Firmen, der ihm geradezu eine Monopolstellung sichern würde. Seine Aktien hatten zwar aufgehört zu steigen, aber sie behaupteten sich im wesentlichen auf ihrer Höhe und bildeten noch immer Anlagewerte, die vom großen Publikum besonders bevorzugt wurden.

Eines Vormittags war Stellbrinck durch den Fernsprecher sehr dringend zu einer Besprechung in die Hermesbank gebeten worden. Dies Bankinstitut war ebenfalls eine Gründung jüngsten Datums. Mit einem gewaltigen Aktienkapital war es ins Leben getreten und hatte in einem palastartigen Gebäude der Französischen Straße seine Tätigkeit begonnen. Man wußte, daß Egon Stellbrinck bei der Gründung hervorragend beteiligt war und daß die Bank zu seinem Konzern in engen Beziehungen stand. Auffallend schnell, indem er eine andere wichtige Besprechung kurz abbrach, leistete er dem an ihn ergangenen Rufe Folge. In dem prachtvollen Salon, der ihre Arbeitszimmer miteinander verband, sah er sich alsbald den beiden Direktoren der Bank gegenüber. Die Begrüßung vollzog sich in den verbindlichsten Formen, aber das Gespräch gestaltete sich von Anfang an sehr ernst.

„Es geht so nicht weiter, Stellbrinck," sagte Doktor

Siebert, der älteste Direktor, nachdem sie sich frische Zigaretten angezündet und sich in den schwellenden Lederklubsesseln niedergelassen hatten. „Wir stehen vor einer Katastrophe, die in jedem Augenblick über uns hereinbrechen kann.“

„Sie sind ein Unglücksrabe,“ erwiderte Egon in seiner gewöhnlichen leichten Art. „Man darf Ihre schwarzen Prophezeiungen nicht zu ernst nehmen. Ich habe Ihnen doch vorgestern erst gesagt, daß ich auf dem besten Wege bin, den Karren wieder in das gehörige Geleise zu bringen. Nun ist es Ihre Sache, die Geschichte so lange zu halten, bis wir wieder flott sind. Ich kann mir unmöglich den Kopf jetzt auch noch wegen Ihrer Bankangelegenheiten zerbrechen.“

„Sie finden sich auf etwas bequeme Art damit ab, verehrter Herr! Wir sind doch keine Zauberkünstler, die die Billionen aus der flachen Hand hervorzaubern können. Ich habe gestern eine oberflächliche Zwischenbilanz ziehen lassen. Wollen Sie wissen, mit welcher Summe Sie bei uns zu Buche stehen?“

Stellbrinck machte eine abwehrende Geste.

„Das weiß ich ohnehin. Aber Sie sind vollständig gedeckt durch die Wechsel, die Sie in Ihrem Portefeuille haben.“

„Gedeckt? Machen Sie doch keine Witze, Stellbrinck! Ihnen ist es wahrhaftig kein Geheimnis, was es mit diesen Wechseln auf sich hat. Nicht der vierte Teil ist gut. Alles andere sind wertlose Papierfetzen.“

„Bis zum Fälligkeitstage werden sie wieder gut sein. Dafür verbürge ich mich mit meinem Wort.“

„Ihr Wort in Ehren. Es fragt sich nur, ob wir diesen Fälligkeitstag noch erleben. Schon gehen allerlei Gerüchte. Und wenn sich eines Tages der Herr Staats-

anwalt für unsere Geschäftsführung interessieren sollte, haben wir den Krach."

„Wie sollte er dazu kommen? Alle meine Tochtergesellschaften sind ihren Verpflichtungen bisher prompt nachgekommen."

„Ja, mit unserer Hilfe. Aber das hat nicht verhindern können, daß man in der Geschäftswelt anfängt, einer ganzen Anzahl dieser Tochtergesellschaften in hohem Maße zu mißtrauen. Und dies Mißtrauen überträgt sich auch auf uns. Sie müssen durchaus etwas Entscheidendes tun, wenn wir über Wasser bleiben sollen."

„Etwas Entscheidendes? Was verstehen Sie darunter?"

„Haben Sie uns nicht immer wieder versprochen, Joachim Mühlbeck für den Konzern einzufangen?"

„Glauben Sie, daß das genügen würde, Sie wieder zu festigen?"

„Für den Augenblick — gewiß! Und wahrscheinlich für längere Zeit. Man will einen Namen sehen — einen wirklich großen, Vertrauen erweckenden Namen. Können Sie uns den bringen, so sind wir gerettet."

„Sie verlangen zu viel. Mühlbeck ist ein sehr schwieriger Herr. Im ersten Anlauf läßt er sich nicht nehmen."

„Und doch waren Sie in bezug auf ihn ursprünglich sehr zuversichtlich. Ernsthaft gesprochen, Stellbrinck, er ist unsere einzige und letzte Hoffnung."

Egon versank in Nachdenken. Er wußte nur zu gut, wie ernsthaft die Worte des klugen Bankdirektors zu nehmen waren. Und in seinem Kopfe wälzten sich die Ideen. Endlich sagte er langsam: „Vielleicht läßt sich Ihr Wunsch auf eine andere Weise erfüllen. Ich kann Mühlbeck nicht an den Haaren in meinen Konzern hineinschleifen. Aber wenn ich mich nun mit seiner Tochter verlobte?"

„Das wäre genau so gut, oder vielleicht noch besser. Seinen Schwiegersohn würde Joachim Mühlbeck selbstverständlich nicht fallen lassen.“

„Das meine ich auch. Also geben Sie mir noch einige Wochen.“

Doktor Siebert machte ein bedenkliches Gesicht.

„Wenn es auf uns ankäme! Aber die Gefahr ist dringend. Können Sie die Sache nicht etwa beschleunigen?“

Stellbrinck stand auf.

„Ich werde tun, was in meinen Kräften steht. Hatten Sie mir sonst noch etwas zu sagen?“

Die beiden Direktoren verneinten, und Stellbrinck kehrte in sein Büro zurück, um die vorhin unterbrochene Konferenz wieder aufzunehmen. Er war anscheinend in bester Laune, und nichts in seinem Wesen verriet die Unruhe, die ihn erfüllte.

Seit seiner Verurteilung zeigte Paul Lorenz ein auffallend verändertes Wesen. War er auch schon vorher nichts weniger als gesprächig gewesen, so war er jetzt geradezu menschenscheu und einsiedlerisch. Beständig ging er mit finsterer, niedergeschlagener Miene umher und vermied es, den Leuten in die Augen zu sehen, wenn er je einmal mit einem sprechen mußte. Die einzigen, denen gegenüber er sich noch so gab wie früher, waren Frau Lindemann und ihre Tochter. In ihrer Gesellschaft nahm er sich offenbar zusammen, um ihnen keinen Anlaß zum Mißvergnügen zu geben. Aber er konnte sie jetzt seltener besuchen, weil sein Dienst ihn in den Abendstunden fast immer in Anspruch nahm, so daß schon wiederholt eine Reihe von Tagen vergangen war, ohne daß er Elli gesehen hätte. Auch heute konnte ihn nicht das Verlangen nach seiner Verlobten zu Frau Lindemann getrieben

haben, denn er kam zu einer Nachmittagszeit, wo sie, wie er wußte, in der Villa Stellbrinck beschäftigt war, so daß er keine Aussicht hatte, sie anzutreffen. Frau Lindemann war etwas überrascht durch sein Erscheinen und empfing ihn mit jener sauersüßen Höflichkeit, die sie sich im Verkehr mit ihrem künftigen Schwiegersohn angewöhnt hatte. Er rührte eine Weile in der Tasse Kaffee, die sie ihm pflichtschuldig vorgesetzt hatte, aber er setzte sie nicht an die Lippen. Minutenlang schwiegen sie beide, dann nahm Lorenz schwerfällig und stockend das Wort: „Was würden Sie dazu sagen, Frau Lindemann, wenn ich jetzt meine Strafe absäße?"

„Sind Sie denn schon vom Gericht dazu aufgefordert worden?"

„Das gerade nicht. Aber ich halte es nicht länger aus."

„Sie halten es nicht aus? Wieso denn? Nach dem Gefängnis hat doch sonst kein Mensch Sehnsucht."

„Die habe ich auch nicht. Aber es ist ein so scheußliches Gefühl, als ein verurteilter Verbrecher herumzulaufen. Ich meine immer, jeder Mensch müßte mir's vom Gesicht ablesen. Und Elli mag ich schon gar nicht mehr unter die Augen treten."

„Das ist Unsinn. Wegen der lumpigen vier Wochen hält Sie doch niemand für einen Verbrecher."

„Wenn ich sie abgebüßt habe, vielleicht nicht mehr. Dann ist die Sache gutgemacht. So lange aber werde ich das Gefühl nicht los. Und dann ist es doch auch wegen der Hochzeit. Es wird mir so schwer, noch länger zu warten."

„Nun — da Sie einmal davon reden. Ich möchte Ihnen allerdings auch raten, mit der Geschichte Ernst zu machen. Wenn es doch einmal sein soll, geschieht es je eher desto besser."

„Sie glauben also, daß Elli einverstanden sein würde zu heiraten, wenn ich aus dem Gefängnis entlassen bin?"

„Ob sie einverstanden ist oder nicht, danach dürfen Sie nicht allzu viel fragen. Sprechen Sie doch mal ein energisches Wort mit ihr. So kann es mit dem Mädchen ja unmöglich weitergehen."

„Wie meinen Sie das, Frau Lindemann?"

„Na, Sie müssen ja keine Augen im Kopf haben, daß Sie das nicht selber sehen. Sie geht umher wie ein Schatten. Kaum, daß sie noch das Notwendigste mit mir redet. Entweder sie ist krank, und dann wird eine Heirat das beste Mittel sein, sie zu kurieren; oder — —"

„Was — oder?"

„Oder es steckt ihr irgend ein anderer im Kopf. So — nun ist es heraus."

Paul Lorenz saß ganz still. Er brauchte offenbar Zeit, um den Gedanken zu fassen, den Frau Lindemann da ausgesprochen hatte. Aber es wollte ihm offenbar nicht gelingen. Denn nach einer Weile schüttelte er den Kopf.

„Wer sollte denn das sein? Ein junger Mann, meinen Sie?"

„Wie kann ich es wissen? Mir vertraut sie sich natürlich nicht an."

„Aber das ist doch ganz unmöglich. Hat sie mich denn nicht lieb?"

„Ich kann ihr nicht ins Herz sehen. Gemerkt habe ich ja sonst nichts. In mein Haus kommt keiner, und soviel ich weiß, verkehrt sie auch mit niemand. Aber es gibt ja trotzdem allerlei Möglichkeiten."

„Möglichkeiten? Ich begreife nicht, Frau Lindemann, was Sie darunter verstehen."

„Mit ihrer Stellung bei diesem Herrn Stellbrinck fing es an. Seitdem ist sie wie verwandelt. Zuerst konnte sie

gar nicht genug von ihm schwärmen. Und dann wurde sie mit einem Male mucksstill. Aber wenn ich seinen Namen nenne, wird sie rot bis über die Ohren und läuft aus dem Zimmer. Recht geheuer will mir die Sache nicht vorkommen."

Lorenz starrte sie groß an. Die Gedanken arbeiteten schwer hinter seiner niedrigen Stirn. Dann ließ er plötzlich ein so lautes, dröhnendes Lachen vernehmen, daß Frau Lindemann, die an derartige Heiterkeitsausbrüche bei ihm wahrlich nicht gewöhnt war, ganz erschrocken zusammenfuhr.

„Sie denken, daß Herr Stellbrinck und Elli — das ist närrisch — das ist wirklich närrisch."

„Ich kann nicht einsehen, was daran so närrisch sein sollte," sagte sie beleidigt. „Wäre es vielleicht das erstemal, daß ein vornehmer Herr einem hübschen Mädel nachstellt?"

„Aber Herr Stellbrinck und Elli! Nein, wie Sie nur auf eine solche Idee verfallen können! Die beiden könnten wochenlang miteinander in einem dunklen Zimmer eingesperrt sein, und es würde nichts passieren."

„Sie sind Ihrer Sache ja sehr sicher."

„So sicher wie meines Lebens. Stellbrinck ist ein Ehrenmann durch und durch, und eher würde die Welt einstürzen, als daß er sich an meiner Braut vergriffe."

Frau Lindemann zuckte die Achseln. Sie hatte nie eine sehr hohe Meinung von der Intelligenz der Männer gehabt, aber dieser Lorenz erschien ihr als einer der allerdümmsten. Doch was ging es sie schließlich an. Sie hatte ihre Pflicht erfüllt, indem sie ihn warnte. Mochte er nun zusehen, wie er mit den Dingen fertig wurde.

„Ich bin entschlossen, mich übermorgen im Gefängnis zu melden," sagte er, als er fortging. „Nur mit Herrn

Stellbrinck muß ich deshalb noch sprechen. Aber er wird nichts dagegen haben."

Als Egon an diesem Abend aus dem Hause trat, um sein Auto zu besteigen, stand Paul Lorenz wartend am Schlage und zog ehrerbietig seine Chauffeurmütze.

„Nun?" fragte Stellbrinck. „Haben Sie was auf dem Herzen?"

Ungeschickt brachte Lorenz sein Anliegen vor, mit derselben Begründung, die er der Frau Lindemann gegeben. Sein Dienstherr war befremdet, aber er befand sich nicht in der Stimmung, viel Aufhebens von einer Sache zu machen, die ihm in diesem Augenblick sehr geringfügig erschien.

„Wenn Sie es durchaus wollen — meinetwegen! Zuvor aber muß ich natürlich einen brauchbaren Ersatzmann gefunden haben."

„Der ist schon gefunden. Ein früherer Arbeitskollege und guter Freund von mir ist bereit, jederzeit für mich einzutreten. Und er würde von der Fabrik auch den nötigen Urlaub bekommen. August Wolter heißt er."

„Schicken Sie den Mann morgen zu mir, damit ich ihn mir ansehen kann. Dann wollen wir weiter über die Sache reden."

Am nächsten Tage stellte sich August Wolter vor, und da er einen anständigen, bescheidenen Eindruck machte, seine Führerscheine in Ordnung waren und seine Zeugnisse vorzüglich lauteten, wurde er als Vertreter des bisherigen Chauffeurs engagiert. Paul Lorenz aber trat seine Strafe an, ohne sich vorher von Elli verabschiedet zu haben. Das Schamgefühl hielt ihn davon ab. Seine Schuld sollte gesühnt sein, ehe er wieder vor sie hintrat. Sie durfte sich nicht als die Braut eines Mannes fühlen,

den in jedem Augenblick der erste beste Schutzmann verhaften und ins Gefängnis abführen konnte. —

Egon Stellbrinck war nach langem Überlegen und Kämpfen mit sich ins reine gekommen. Die drei Monate des Wartens, die Magdas Laune ihm auferlegt hatte, waren noch nicht vollständig um, aber er hatte nicht Zeit, ihr Ende abzuwarten. Die Angelegenheit mußte unbedingt schon jetzt zu einem für ihn günstigen Ende geführt werden. Und Magda würde nicht so töricht sein, um der wenigen Tage willen auf einer buchstäblichen Erfüllung ihres Verlangens zu bestehen.

So warf er sich denn am Vormittag des nächsten Sonntags in seinen Gesellschaftsanzug und fuhr zu Joachim Mühlbecks Hause. Er gab dem Diener seine Karte und war erstaunt, daß man ihn etwa fünf Minuten lang warten ließ. Es traf ihn wie ein Schlag, als der Diener endlich zurückkehrte, um zu berichten, Herr Mühlbeck bedaure außerordentlich, ihn heute nicht empfangen zu können, da er durch andere Besuche in Anspruch genommen sei. Diese Art der Abfertigung hatte ohne Zweifel etwas Beleidigendes. Sie entsprach den gesellschaftlichen Formen so wenig, daß die Absicht, ihn zu verletzen, beinahe offen zutage lag. Mühsam nur konnte er vor der Dienstperson seine ärgerliche Enttäuschung verbergen.

„Und die Damen?" fragte er. „Wollen Sie mich gefälligst bei ihnen anmelden."

„Die Damen sind verreist."

„Verreist? Auf wie lange?"

„Sie haben sich vor drei Tagen nach Bad Tiefenbrunn begeben. Soviel ich weiß, ist ein Aufenthalt von mindestens vier Wochen in Aussicht genommen."

Das war ein noch härterer, ein beinahe vernichtender

Schlag. Daß Magda fortgegangen war, ohne ihn zu benachrichtigen, war noch nicht das Schlimmste, und daß er nicht mehr vier Wochen warten konnte, kam ihm in diesem Moment kaum in den Sinn. Aber er hatte zufällig erfahren, daß sich Rudolf Hagen seit acht Tagen auf dem Hüttenwerk der Firma Hagen und Hollweg bei Tiefenbrunn aufhalte, und diese Gewißheit zeigte ihm blitzartig die ganze Größe der Gefahr. Er verließ das Haus in einer geradezu verzweifelten Stimmung. Hier waren Dinge im Werke, die alle seine Hoffnungen scheitern machen konnten. Daß Magda gleichzeitig mit Hagen in Tiefenbrunn weilte, war kein bloßer Zufall. Es war offenbar darauf abgesehen, sie mit ihm zusammen zu bringen. Und nun verstand er auch, weshalb sein Besuch heute abgewiesen worden war. Aber diese Erkenntnis weckte zugleich seine ganze Energie. Nein, er wollte sich nicht kampflos ergeben, wollte nicht als der Genasführte dastehen, während sein Todfeind die Braut heimführte. Jetzt galt es, seine Kräfte mit ihm zu messen, und er traute sich's noch immer zu, der Stärkere zu bleiben. Nun mußte er sich Magda erobern, auf welche Art immer es sein mochte. Und wenn er ihr Jawort hatte, brauchte er den Widerstand ihres Vaters nicht mehr zu fürchten. So gut glaubte er Joachim Mühlbeck zu kennen, daß er sich nicht mehr einer Verbindung widersetzen würde, für die seine Tochter sich entschieden hatte. Tat er es dennoch, so würde sich schließlich schon ein Mittel finden lassen, ihn zu zwingen. Das war eine spätere Sorge. Vorerst kam alles auf das Mädchen an; sie mußte gefügig gemacht werden um jeden Preis. Wütend schalt er sich selbst einen Narren, daß er ihr gegenüber so lange gezögert hatte, sich all der Hilfsmittel zu bedienen, die ihm sonst in so reichem Maße zur Verfügung standen, wenn es galt, ein Weib

zu gewinnen. Sie wäre die erste gewesen, die ihnen widerstanden hätte. Bei all ihren Besonderheiten und all ihrem stark ausgeprägten Selbstgefühl war sie doch nur eine Frau wie alle anderen. Dem Manne, der sie richtig zu nehmen wußte, würde sie sich schließlich willenlos ergeben.

Egon Stellbrinck berief seinen neuen Chauffeur, händigte ihm die benötigten Karten ein und befahl, den Wagen um zwei Uhr nachts für die Fahrt nach Tiefenbrunn bereit zu halten.

Als Stellbrinck gegen fünf Uhr nachmittags an dem Hotel „Zu den drei Mohren" in Bad Tiefenbrunn vorfuhr, sah er ein anderes Auto vor dem Eingang halten. Er erkannte es auf den ersten Blick als dasjenige Hagens. Seine Vermutungen waren also vollkommen richtig gewesen, und es galt, keine Zeit mehr zu verlieren. Er bestellte sich ein Zimmer und fragte den Groom, der ihn hinauf geleitete, unterwegs nach den Damen Mühlbeck.

„Ja. Die Damen sind in unserem Hause abgestiegen," lautete die Antwort. „Sie haben die Zimmer zwei, drei und vier im ersten Stock."

Rasch machte er Toilette und ließ sich kurz entschlossen melden. Er wurde angenommen und betrat lächelnd den Salon. Man war beim Tee. Das ältere Fräulein Mühlbeck saß auf einem kleinen Sofa, während Hagen am Kamin lehnte und Magda in einem entzückenden Kleide am Teewagen hantierte. Sichtlich erfreut ging sie ihm um einen Schritt entgegen.

„Willkommen, Herr Stellbrinck! Es ist ja reizend, daß gerade unsere besten Berliner Freunde durch ihre Geschäfte an unseren Verbannungsort geführt werden."

Hagen neigte steif den Kopf. Mit einem scharfen, mißtrauischen Blick musterte er den Rivalen, dessen Ankunft

ihm in hohem Maße unerwünscht sein mußte. Aber er verharrte in abwartendem Schweigen an seinem Platze. Als Egon sein Glas Tee aus Magdas Händen empfangen hatte, begann er sofort in seiner alten liebenswürdigen Manier zu plaudern. Er erkundigte sich teilnehmend nach dem Befinden des älteren Fräulein Mühlbeck und rühmte die Vorzüge des Kurorts, der gewiß auch ihr die besten Dienste leisten würde. Dann sprach er von einigen kleinen gesellschaftlichen Ereignissen, die sich in den letzten Tagen in Berlin zugetragen, und würzte seine Erzählung mit witzigen Bemerkungen, die die Heiterkeit der Damen erregten. Leicht und angeregt floß die Unterhaltung dahin, und es fiel kaum auf, daß sich Hagen so gut wie gar nicht an ihr beteiligte. Nur von Zeit zu Zeit, wenn sich Magda mit einem freundlichen Wort direkt an ihn wandte, erwiderte er kurz und höflich. Aber sein Blick hing fast unausgesetzt an Stellbrinck, und es war sicher, daß ihm nicht die kleinste Vertraulichkeit entging, die er sich im Gespräch mit Magda herausnahm.

Nun kam die Rede auf die große Sensation, die vor zwei oder drei Wochen alle Gemüter des Berliner Westens in Aufregung versetzt hatte, nämlich auf die Entführung einer Bankierstochter durch den Privatsekretär ihres Vaters. Die Eltern waren durch das plötzliche Verschwinden des jungen Mädchens tagelang in die größte Unruhe und Sorge gestürzt worden, hatten die Polizei in Bewegung gesetzt und die Angelegenheit, die durch alle Zeitungen geschleift worden war, dadurch zum Stadtgespräch werden lassen. So war es unmöglich geworden, sie zu vertuschen, als das Liebespaar eines Tages aus einem Städtchen an der ostpreußischen Grenze die Nachricht von seiner gemeinsamen Flucht hatte nach Hause gelangen lassen. Da man einen Doppelselbstmord

befürchtete, hatte der Bankier angesichts des öffentlichen Skandals gute Miene zum bösen Spiel gemacht, die Ausreißer heimgeholt und seinen Segen zu ihrer Verbindung gegeben. Man hatte viel über den heiteren Ausgang des Abenteuers gelacht, und der unglückliche Vater war ein Gegenstand allgemeiner Schadenfreude in seinem weiten Bekanntenkreise geworden. Aber man hatte sich zugleich lebhaft über die Handlungsweise der jungen Dame entrüstet, die natürlich von der ganzen Gesellschaft in Acht und Bann getan worden war.

Auch das ältere Fräulein Mühlbeck äußerte sich in scharfen Worten über die Sittenlosigkeit und Ehrvergessenheit des Mädchens, das alle Rücksichten auf den guten Namen der Eltern mit Füßen getreten und sie der öffentlichen Mißachtung preisgegeben habe. Magda hörte eine Weile schweigend zu, dann sagte sie: „Ich denke, man wird die Eltern nicht verantwortlich machen für den unüberlegten Schritt ihrer Tochter. Und vielleicht hätte sie wirklich einen anderen Weg einschlagen sollen. Aber man weiß ja nicht, was voraufgegangen war. Und wenn die beiden sich wirklich lieb hatten, haben sie am Ende doch recht gehandelt."

„Magda!" rief die Tante in heller Empörung. „Wie kannst du so etwas aussprechen?"

„Warum soll ich nicht aussprechen, was ich denke? Wem haben sie denn eigentlich ein Leid zugefügt? Den Eltern, die besser getan hätten, schon früher die Zustimmung zu geben, zu der sie sich nachträglich ja doch bequemt haben? Oder der Welt, die die ganze Sache gar nichts angeht? Das Entscheidende ist doch, daß sie glücklich geworden sind."

„Sie urteilen sehr milde, Fräulein Magda!" mischte sich jetzt zum erstenmal Hagen ein. „Wohin sollten wir

mit unserer Gesellschaftsordnung kommen, wenn es jedem überspannten Backfisch und jedem abenteuerlustigen Spekulanten freistehen soll, sie eigenmächtig auf den Kopf zu stellen? Ich kann in diesem Fall nur die nachgiebige Schwäche des Vaters bedauern."

„Es ist also Ihre Meinung, daß er die beiden lieber hätte in den Tod gehen lassen sollen."

„Sie hätten sich's wohl überlegt, das zu tun. Aber selbst wenn sie auch dies Verbrechen noch begangen hätten, die Welt würde mit ihnen nicht allzu viel verloren haben."

„Oh, das ist stark," erwiderte Magda erregt. „So schlimm also war in Ihren Augen ihre Sünde, daß Sie sie am liebsten gleich aus der Zahl der Lebenden hätten gestrichen sehen! Mich schaudert vor solcher Moral."

„Herr Hagen folgert aus seinen Anschauungen heraus vollkommen richtig," äußerte Egon Stellbrinck mit einem feinen Lächeln. „Wer sich gegen die heiligsten Gesetze der Konvention vergeht, wer es unternimmt, sie vor aller Öffentlichkeit über den Haufen zu werfen, der ist des Todes würdig. Wer ihnen ein Schnippchen schlagen will, der tue es wenigstens hübsch in der Stille, hinter verschlossenen Türen. Wenn er nur keinen Anlaß zum Gerede gegeben hat, kann ihm vieles verziehen werden."

„Sie irren, Herr Stellbrinck! Ich mache keinen Unterschied zwischen öffentlichen und heimlichen Sünden. Doch darin sind Sie wohl sachverständiger als ich."

„Ich danke Ihnen für diese Anerkennung, wenn ich sie auch nicht ganz verstehe. Jedenfalls freue ich mich über Fräulein Magdas Mut, für das menschlich Entschuldigende des Falles einzutreten."

„Was gehört denn dazu für ein besonderer Mut?" sagte sie, indem sie wie verächtlich die Oberlippe aufwarf.

„Es wird doch wohl noch gestattet sein, Menschen zu verteidigen, die dem starken Impuls ihres Herzens gefolgt sind. In unseren Kreisen gibt es deren ja wenig genug."

„Glücklicherweise, Fräulein Magda, denn dieser sogenannte Impuls des Herzens erweist sich in der Regel hinterher als ein flüchtiger Rausch, aus dem es ein sehr schmerzliches Erwachen gibt."

„Aber ich liebe nun einmal die Menschen, die eines solchen Rausches wenigstens fähig sind. Und ich meine, es müßte noch viel schmerzlicher sein, eines Tages zur Erkenntnis der gräßlichen Nüchternheit zu kommen, in der man seine ganze Jugend verlebt hat. Ein Augenblick des Glückes — wenn es wirklich das Glück war — wiegt zehn Jahre langweiliger Korrektheit auf."

„Kind! Kind!" jammerte die Tante. „Welche Ansichten gibst du uns da zum besten! Wenn Herr Hagen sie für Ernst hielte, welche Meinung müßte er von dir gewinnen?"

„Seien Sie unbesorgt, mein gnädiges Fräulein! Ich begreife diesen Temperamentsausbruch Ihrer Nichte durchaus. Das sind die Ideen, die unsere jungen Damen aus ihrer Romanlektüre in sich aufnehmen. Zum Glück pflegen sie nicht danach zu handeln — wenigstens nicht, wenn sie die wohlerzogenen Töchter guter Häuser sind."

„Darin mögen Sie recht haben," versetzte Magda mit Bitterkeit. „Wir wohlerzogenen Töchter sind in der Tat viel zu feige, um nach unseren Gefühlen zu leben. Wir verschließen sie sorgfältig wie einen gefährlichen Explosivstoff, dem man um Gottes willen nicht mit etwas Brennendem zu nahe kommen darf. Nur des Nachts in unseren Träumen dürfen wir ihnen nachgeben. Dann sieht es ja niemand, und unsere guten Häuser können keinen Schaden davon erleiden."

Dem älteren Fräulein Mühlbeck schien es höchste Zeit,

das bedenkliche Gespräch zu beenden. Sie begann von anderem zu reden, und bald plätscherte die Unterhaltung wieder im seichtesten Wasser dahin. Einmal aber, als Magda für einen Moment an das Fenster gegangen war, fand Egon Stellbrinck Gelegenheit, neben sie zu treten und ihr mit heißem Atem zuzuflüstern: „Wie ich Sie liebe, Magda! Wie unsinnig ich Sie liebe!"

„Still!" raunte sie zurück. „Hier ist nicht der Ort, mir etwas Derartiges zu sagen."

In seinem Innern jauchzte es. Das klang nicht wie eine Abweisung. Und die voraufgegangene Auseinandersetzung gab ihm die Gewißheit, daß er Hagen gegenüber noch nichts an Terrain verloren hatte. Diesem schwerblütigen Spießbürger fühlte er sich tausendfach überlegen. Nur eine einzige Gelegenheit, Magda unter vier Augen zu sprechen, und er war seines Sieges sicher. Es mußte ihm gelingen, diese Gelegenheit herbeizuführen, und schon reifte in seinem Gehirn ein Plan, zu tollkühn und verwegen noch, um ihm gleich im ersten Augenblick ausführbar zu scheinen, aber doch zu verheißungsvoll und lockend, als daß er sich von ihm wieder hätte losmachen können.

Er war in das Zimmer zurückgekehrt und spielte noch eine Viertelstunde lang den harmlos liebenswürdigen Gesellschafter. Dann, als Rudolf Hagen Miene machte, sich zu empfehlen, verabschiedete auch er sich von den Damen. Man forderte ihn gütig auf, während seiner Anwesenheit in Tiefenbrunn recht oft wiederzukommen, und er küßte dem alten Fräulein mit einem ritterlichen Dankeswort die Hand. Gleichzeitig mit Hagen trat er auf den Korridor hinaus.

„Sie gestatten, daß ich Ihnen adieu sage, Herr Hagen! Ich wohne hier im Hause."

Der andere verbeugte sich stumm und stieg die Treppe hinab. Mit einem bösen Lächeln blickte ihm Stellbrinck nach. Dann ging er auf sein Zimmer, und eine halbe Stunde später ließ er durch den Kellner seinen Chauffeur rufen.

„Sie haben sich aus der Karte über den Weg nach meinem Landhause unterrichtet?"

„Jawohl, Herr Stellbrinck!"

„Fühlen Sie sich frisch genug, mich heute abend noch hinaus zu fahren? Es ist ja wenig mehr als eine Stunde."

„Und wenn es auch drei wären, mir macht es gar nichts aus."

„Gut. So halten Sie den Wagen bereit. In zehn Minuten bin ich unten."

Und eine Viertelstunde später fuhr er, die Zigarette im Mundwinkel, in den angenehm linden Frühlingsabend hinaus.

Dem schönen Abend folgte ein noch schönerer Tag, einer der köstlichsten, die der junge Lenz bisher gebracht hatte. Bad Tiefenbrunn mit seinen schmucken Villen und Kurhäusern lag wie ein Kleinod inmitten seines immergrünen Kranzes tannenbewaldeter Höhen, und die anmutige Landschaft schien so festlich und heiter, als habe sie sich zu einem hohen Feiertage geputzt.

Von einem der kurzen Spaziergänge zurückkehrend, die der Arzt dem älteren Fräulein Mühlbeck vorläufig nur gestattet hatte, trafen die beiden Damen um die Mittagszeit in ihrem Hotel ein. Aus einem der Korbsessel im Vestibül erhob sich bei ihrem Erscheinen Egon Stellbrinck, der dort auf ihre Heimkunft gewartet zu haben schien.

„Ich habe eine Unterlassungssünde gutzumachen, die mir die ganze Nacht schwer auf dem Herzen gelegen hat,"

sagte er nach dem Austausch der ersten Begrüßungsworte. „Wahrscheinlich war es die genußreiche Unterhaltung, die mich den eigentlichen Zweck meines Besuches vergessen ließ."

„Da bin ich in der Tat neugierig," erwiderte Magda, ihn aufmerksam ansehend. „Hatten Sie etwa einen besonderen Auftrag an uns aus Berlin?"

„Nicht aus Berlin, sondern aus viel größerer Nähe. Ich sollte Ihnen die herzlichsten Grüße von meiner Schwester überbringen."

„Von Fräulein Maria? Aber Sie sagen: aus größerer Nähe? Ich denke, wir sind hier ziemlich weit von Frauenthal entfernt."

„Ja. Aber Maria ist augenblicklich gar nicht dort. Sie weilt zurzeit mit meinem Vater in dem kleinen Landhause, das auf dem Gebiet meines Hüttenwerkes liegt, kaum eine Stunde von Tiefenbrunn entfernt."

„Welche angenehme Überraschung! Aber es ist merkwürdig, daß sie mir davon gar nichts geschrieben hat. Vor fünf Tagen erst hatte ich von ihr einen Brief."

„Der Entschluß zur Reise kam sehr plötzlich, fast so plötzlich wie der meinige. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die Meinigen wiederzusehen. Und für Maria mag die Hoffnung, ihrer liebsten Freundin zu begegnen, den Ausschlag gegeben haben."

„Sie hat mir damit in Wahrheit eine große Freude bereitet. Wann wird sie mich besuchen?"

„Das ist leider vorerst unmöglich. Mein Vater leidet an einem Hexenschuß, der ihn an das Haus fesselt, und sie mag ihn nicht allein lassen. Darum hatte sie mich beauftragt, Sie zu ihr einzuladen. Sie rechnet bestimmt darauf, daß Sie ihr keine Absage erteilen werden."

„Gewiß nicht. Sobald mir die Tante Urlaub gibt, werde ich zu ihr hinausfahren."

„Könnte das nicht schon heute sein, Fräulein Magda? Einen köstlicheren Tag für den kleinen Ausflug können Sie sich ja gar nicht wünschen. Ich bringe Sie in meinem Auto zu dem Landhause. Sie bleiben dort über Nacht und ich liefere Sie Ihrem Fräulein Tante morgen zurück. So hatte sich's Maria ausgedacht, und sie würde gewiß sehr betrübt sein, wenn Sie sie vergebens erwarten müßte."

Magda schien zweifelhaft. Fragend blickte sie auf ihre Tante. Diese aber war offenbar nicht abgeneigt, ihre Zustimmung zu geben.

„Wenn es dir Vergnügen macht, mein Kind — warum solltest du es nicht tun? Du klagst so oft über die Langweile unseres Aufenthalts, daß ich dir die kleine Abwechslung von Herzen gönne."

„Wir könnten es doch vielleicht auf einen späteren Tag verschieben —"

Aber Egon Stellbrinck drängte: „Maria hat es mir so warm ans Herz gelegt, Sie zu bitten. Sie würden ihr wirklich eine große Freude verderben, wenn Sie nicht heute schon kämen."

„Das möchte ich allerdings nicht, umso weniger, als auch ich mich aufrichtig nach ihr sehne. Wann könnten wir fahren?"

„Ich habe hier noch eine wichtige Besprechung, aber um vier Uhr würde der Wagen bereit sein."

Magda stimmte zu. Die Einladung, mit ihnen zu speisen, lehnte Stellbrinck unter Hinweis auf seine geschäftliche Behinderung ab, und man trennte sich auf einige Stunden. Auf die Minute pünktlich stand das Auto vor dem Hause. Das Dach war zurückgeschlagen,

so daß die Insassen allen Blicken preisgegeben waren, und Magda nickte befriedigt, als sie bei einem Blick aus dem Fenster diese Vorkehrung wahrnahm. Mit einer kleinen Handtasche, die ihr Nachtzeug enthielt, stieg sie die Treppe hinab. Egon Stellbrinck erwartete sie im Vestibül. Für einen Augenblick blieb sie stehen.

„Noch ein Wort, Herr Stellbrinck! Meine Tante würde natürlich niemals eingewilligt haben, daß Sie mich begleiten, wenn sie von Ihrem Antrage wüßte. Ich mochte sie nicht aus ihrer Ahnungslosigkeit reißen; aber ich stelle eine Bedingung: Sie müssen mir Ihr Wort darauf geben, unterwegs nicht von Ihren Gefühlen zu sprechen. Wir werden miteinander fahren, wie zwei gute Bekannte. Ich vertraue mich völlig Ihrer Ritterlichkeit."

„Sie dürfen es, Fräulein Magda! Seien Sie versichert, daß ich die Situation zu würdigen weiß."

Nun erst stieg sie ein. Und Egon Stellbrinck hielt sein Versprechen. Unbefangen, aber immer mit dem schuldigen Respekt, führte er eine vollständig unverfängliche und harmlose Unterhaltung, so daß auch Magda bald lebhafter wurde und sich mit vollem Genuß dem Vergnügen hingab, das die Fahrt durch die aus ihrem Winterschlafe erwachte Natur ihr gewährte. Auf dem halben Wege kam ihnen ein anderes geschlossenes Auto entgegen. Stellbrinck erkannte es schon aus einiger Entfernung als den Wagen Rudolf Hagens. Er machte Magda geflissentlich auf einen Punkt aufmerksam, der sie nötigte, ihren Blick nach der anderen Seite der Straße zu wenden, und so fuhr das geschlossene Auto an ihnen vorüber, ohne daß sie seinem Insassen Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Stellbrinck frohlockte, denn er war sicher, daß Hagen sie gesehen hatte, und das paßte vortrefflich in seinen Plan.

Das Haus, vor dem sie hielten, war in der Tat nur

eine kleine Villa im einfachsten ländlichen Stil. Er war Magda beim Aussteigen behilflich, nahm ihre Handtasche und führte sie in die schmale Diele, auf die rechts und links einige Türen mündeten. Kein menschliches Wesen wurde zu ihrem Empfange sichtbar, und etwas befremdet sah sich Magda um.

„Man hat uns offenbar nicht gehört," entschuldigte Egon Stellbrinck. „Erlauben Sie mir, Ihnen behilflich zu sein."

Er nahm ihr den Automantel ab und empfing ihren Hut. Beide Gegenstände brachte er in einer seitwärts angebrachten Garderobenische unter, dann öffnete er eine der Türen. Ein niedriges, aber behaglich möbliertes Zimmer tat sich vor Magda auf. Inmitten des Gemaches stand ein zum Kaffee für drei Personen gedeckter Tisch, der mit seinem reichen Blumenschmuck und seinem feinen Porzellan einen sehr einladenden Anblick gewährte.

„Entschuldigen Sie mich für einen Augenblick. Ich gehe, meine Schwester zu holen."

Er entfernte sich und kehrte nach Verlauf von etwa zwei Minuten zurück.

„Ich bin untröstlich," versicherte er sehr niedergeschlagen. „Mein Vater liegt zu Bett und Maria macht einen Besuch in der Nachbarschaft. Sie hat uns augenscheinlich erst zu einer späteren Stunde erwartet. Ich habe ihr die Verwalterin des Hauses nachgeschickt. In längstens zwanzig Minuten wird sie zur Stelle sein."

Er schien so aufrichtig betrübt über den scheinbaren Mangel an Rücksicht gegen die Besucherin, daß Magda ihn lächelnd beruhigte. Sie ließen sich in den Korbsesseln nieder, die zwischen den beiden Fenstern standen. Das junge Mädchen sprach von der Schönheit der Landschaft, die sich vor diesen Fenstern ausbreitete, und Stellbrinck

gab ihr auffällig zerstreute Antworten. Plötzlich sprang er wieder auf.

„Verzeihen Sie, ich bin ein schlechter Wirt. Da wir auf den Kaffee noch ein wenig werden warten müssen, so nehmen Sie wenigstens ein Glas Wein.“

Er füllte zwei schön geschliffene Gläser aus der Kristallkaraffe, die auf einem Nebentischchen stand, und bot Magda die silberne Tablette dar. Dann nahm er sein Glas und hielt es ihr entgegen.

„Auf die Erfüllung unserer Hoffnungen!“ sagte er bedeutsam.

„Nun ja, darauf kann man ja immer trinken,“ lächelte sie und stieß mit ihm an. Aber sobald sie die Gläser niedergesetzt hatten, stand er dicht an ihrer Seite.

„Machen wir dem grausamen Spiel ein Ende, Magda! Denn es geht über meine Kraft. Ich habe mein Wort eingelöst und unterwegs keine Silbe von meiner Liebe gesprochen. Jetzt aber muß ich reden. Lassen Sie es genug sein mit dieser Qual! Seien Sie endlich — endlich mein!“

„Erinnern Sie sich nicht an meine Bedingung, Herr Stellbrinck? Die drei Monate sind noch nicht um.“

„Ach, das ist ja nichts anderes als eine Laune. Soll ich meine Gefühle nach dem Kalender einrichten? Ich sage Ihnen doch, daß ich es nicht länger ertrage. Während der letzten Wochen glaubte ich zuweilen, verrückt werden zu müssen. Als ich hörte, daß Sie nach Tiefenbrunn gegangen seien, hielt ich es einfach in Berlin nicht mehr aus.“

„Meinetwegen also sind Sie uns nachgereist?“

„Ja. Ich konnte nicht anders. Und wenn darüber alles in die Brüche gegangen wäre, wenn es mich Tausende von Milliarden gekostet hätte, ich mußte Ihnen nach.“

„Das war hübsch von Ihnen. Aber Sie müssen sich trotzdem noch gedulden.“

„Nein, Magda, nein! Von Geduld dürfen Sie mir nicht mehr sprechen. Alle Ertragungsfähigkeit hat ihre Grenzen. Ich liebe Sie so wahnsinnig, daß ich fähig wäre, das Äußerste und das Schrecklichste zu tun, um Sie mir zu erringen."

Er steigerte sich immer mehr in die Sprache einer heißen Leidenschaft hinein. Und er spielte seine Rolle vortrefflich. Seine Augen funkelten, und seine Hände zitterten. Wie in einem Gefühl leisen Bangens schob sich Magda in ihrem Sessel ein wenig von ihm zurück.

„Sie mißbrauchen meine augenblickliche Lage, Herr Stellbrinck! Lassen Sie uns zunächst die Rückkehr Ihrer Schwester abwarten."

Er hörte nur die Beklommenheit und Unsicherheit aus ihren Worten, und das gab ihm den Mut, auch das Letzte zu wagen. Jetzt stand alles, was er einzusetzen hatte, auf einer einzigen Karte. Das Spiel mußte zu seinen Gunsten ausschlagen, sonst war alles verloren.

„Sie wird nicht kommen, Magda, denn sie ist viele Meilen von uns entfernt."

Mit einem Schrei sprang sie auf.

„Ah, Sie haben mich also belogen! Sie haben mich in eine Falle gelockt?"

„Ich habe gehandelt wie ein Irrsinniger — das gebe ich zu. Aber Sie müssen den Zustand begreifen, in dem ich es getan. Und Sie müssen mir verzeihen."

„Niemals! Wollten Sie mich damit an Ihre Liebe glauben machen, daß Sie mich tödlich beleidigten?"

„Ist es eine Beleidigung, wenn ein Mann sich über alle Vorschriften der guten Sitte hinwegsetzt, um ein geliebtes Weib zu besitzen — dann, ja, dann mögen Sie es in Gottes Namen für eine Beleidigung nehmen. Aber ich weiß, daß Sie nicht so denken, Magda, ich weiß es

aus Ihrem eigenen Munde. Oder war alles nur eine leere Redensart, was Sie gestern sagten?"

„Ich weiß nicht mehr, was ich gesagt habe. Aber es handelte sich da um etwas ganz anderes. Das Mädchen war einverstanden, mit ihrem Geliebten zu entfliehen. Sie aber haben mich in kluger Berechnung hintergangen, um mich in Ihre Gewalt zu bringen."

„Gab es denn noch ein anderes Mittel für mich? Denken Sie sich doch in meine Lage, Magda! Ich lechzte nach dem erlösenden Wort von Ihren Lippen. Ich war ein Verschmachtender am Rande der Verzweiflung. Und ich fand Sie in der Gesellschaft dieses anderen. Ich sah Sie von ihm umworben, und ich wußte, daß sein Hiersein ein abgekartetes Spiel war zwischen Ihrem Vater und ihm. Nur mit einem Gewaltstreich noch konnte ich Sie gewinnen. Da warf ich unbedenklich alles hin — meine Ehre, meinen Namen, meine bürgerliche Existenz! Nun liegt die Entscheidung in Ihren Händen. Sagen Sie nein und ich bin ein toter Mann."

Sie stand hinter ihrem Sessel, die Hände in die wulstige Lehne verkrampft und sehr blaß. Was er sagte, hatte sie offenbar tief erschüttert.

„Lassen Sie mich jetzt nach Hause fahren!" bat sie leise. „Ich verspreche Ihnen, daß ich schweigen werde."

„Nein. Diese großmütige Zusage kommt für mich zu spät. Wenn Sie mich nicht erhören wollen, ist mir alles andere einerlei. An dem Ausgang dieser Stunde hängt mein Leben."

Sie antwortete nicht. Da warf er sich neben ihr auf die Knie und umschlang mit wildem Ungestüm ihren jungen Leib.

„Magda — ich liebe dich — ich liebe dich! Sei barmherzig!"

Sie sträubte sich, aber ihr Widerstand war nur schwach. Und als er aufsprang, um sie an seine Brust zu pressen, als er ihr Gesicht mit wilden, heißen Küssen bedeckte, da wehrte sie ihm nicht mehr, sondern ergab sich mit geschlossenen Augen.

Das Rattern eines Autos wurde draußen vernehmlich und man hörte, daß es vor dem Hause hielt. Egon Stellbrinck horchte auf. Im nächsten Moment ließ er Magda aus seinen Armen und wandte sich zur Tür. Auf der Diele waren Stimmen laut geworden, die tiefe eines Mannes, die er sehr gut zu kennen glaubte, und die der Hausverwalterin. Er wollte hinaustreten, aber auf der Schwelle schon stand er Rudolf Hagen gegenüber. Die beiden Männer maßen sich mit einem Blick grimmigsten Hasses. Aber Hagen schritt an ihm vorbei in das Zimmer hinein.

„Guten Abend, Fräulein Mühlbeck!" sagte er ruhig und höflich. „Mein Wagen steht für Ihre Heimfahrt bereit."

In hell auflodernder Wut vertrat ihm Egon Stellbrinck den Weg.

„Was unterstehen Sie sich? Wie kommen Sie hieher? Und wie können Sie es wagen, hier einzudringen?"

„Wie ich hieher komme, ist leicht erklärt. Ich sah Sie in Begleitung des Fräulein Mühlbeck auf dem Wege zu Ihrem Landhause, und ich wußte, daß dies Haus zurzeit nur von der Verwalterin bewohnt ist. Da fuhr ich sofort nach Tiefenbrunn, um mit Fräulein Mühlbeck zu sprechen. Ich erfuhr von Ihrer Einladung und wußte gleich, daß es sich da um einen beabsichtigten Schurkenstreich handle. Ich bin hier, um ihn zu vereiteln."

„Sie sind ein Unverschämter — und ein nichtswürdiger Spion!" schrie Stellbrinck außer sich vor Erregung. All

seine schauspielerische Gewandtheit hatte ihn mit einem Male verlassen. Jetzt war er nur noch das zum Äußersten gereizte Tier, und es sah aus, als ob er sich im nächsten Augenblick auf Hagen stürzen müsse, um ihn zu erwürgen. Der aber stand völlig gleichmütig hoch aufgerichtet mitten im Gemache und seine Augen ruhten mit eisiger Verachtung auf dem anderen. Dann kehrte er, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, sein Gesicht gegen Magda, die, wie vom Schrecken gelähmt, noch immer an der nämlichen Stelle verharrte.

„Ich habe Ihre Tante nicht durch eine Mitteilung der Wahrheit ängstigen wollen. Sie ist noch immer der Meinung, daß Sie hier mit Fräulein Maria Stellbrinck zusammengetroffen sind. Es steht bei Ihnen, ob sie auch weiterhin in diesem Glauben bleiben soll oder nicht. Ich aber war es meinem Freunde Mühlbeck schuldig, Sie so schnell als möglich aus dieser unwürdigen Situation zu befreien."

„Ich fordere Sie auf, mein Zimmer und mein Haus auf der Stelle zu verlassen. Andernfalls werde ich Sie mit Gewalt daraus entfernen."

„Versuchen Sie es doch! Ich für meine Person gedenke mich nicht anders als in Gesellschaft des Fräulein Mühlbeck von hier fortzubegeben — und nicht früher, als bis ich Ihnen in ihrem Beisein gesagt habe, wer Sie sind."

„Ich verbiete Ihnen, noch ein Wort zu sprechen. — Komm, Magda! Räumen wir diesem sauberen Einbrecher das Feld!"

Er wollte sie hinwegführen. Aber sie wehrte ihn ab und sah mit festem Blick auf Hagen.

„So reden Sie! Was haben Sie von Herrn Stellbrinck zu sagen?"

„Daß er ein Glücksritter ist und ein gewissenloser

Spekulant. Weil er als Kaufmann vor dem Bankrott steht —"

„Elender Lügner!" fuhr Stellbrinck dazwischen, die geballten Fäuste erhebend. Hagen aber wiederholte, ohne mit einer Wimper zu zucken, langsam und mit noch größerem Nachdruck: „Weil er vor dem Bankrott steht setzte er alles daran, sich durch die Verbindung mit der Tochter des reichen Joachim Mühlbeck zu rangieren. Ich weiß nicht, welche Komödie er Ihnen hier vorgespielt hat. Aber ich weiß, daß es eine Komödie gewesen ist, denn dieser routinierte Mädchenjäger ist unfähig, eine Frau wahrhaft zu lieben."

Während er sprach, waren Magdas Augen zu Stellbrinck hinüber gewandert. Mit einem Ausdruck höchster und angstvollster Spannung suchten sie in seinem Gesicht zu lesen. Sie wartete unverkennbar auf seine Verteidigung, auf das Wort, mit dem er die Anklagen des anderen niederschmettern würde. Aber Egon war vielleicht zum ersten Male in seinem Leben außer Fassung. Neben dem unbändigen, ohnmächtigen Zorn gegen seinen Widersacher, war in seinem Kopfe augenblicklich nicht Platz für irgend eine Berechnung. Die Waffe überlegener Ironie, die er sonst so meisterhaft zu handhaben wußte, war ihm ganz und gar abhanden gekommen. Er stand da wie ein geprügelter Junge, der dem stärkeren Feinde nur mit sinnlosen Schimpfreden zu begegnen weiß.

„Sie sind ein verleumderischer Lump! Sie werden mir blutige Genugtuung geben für Ihre Beschimpfungen. Und noch einmal befehle ich Ihnen: Verlassen Sie auf der Stelle dies Haus, das durch Ihre Anwesenheit besudelt wird."

„Kommen Sie, Herr Hagen!" sagte Magda. „Ich bin bereit, mit Ihnen zu fahren."

„Nein, das wirst du nicht!“ rief Stellbrinck, indem er einen Versuch machte, ihren Arm zu ergreifen. „Du gehörst mir. Du hast meine Küsse geduldet und du — —“

Er konnte nicht vollenden, sondern taumelte mit einem dumpfen Aufschrei gegen die Wand zurück. Ein wuchtiger Faustschlag Hagens hatte ihn mitten ins Gesicht getroffen und für einen Moment unfähig gemacht, zu denken oder zu sprechen.

„Schuft!“ klang ihm die Stimme des Kaufmanns ins Ohr. Dann, während er sich das Blut abwischte, das ihm stromweise aus der Nase quoll, mußte er sehen, wie Magda ohne Wort und Blick das Zimmer verließ. Hagen folgte ihr nach. Stellbrinck tastete nach dem Browning, den er immer in der Tasche seines Beinkleides trug. Aber obwohl er den Kolben der Waffe zwischen seinen Fingern fühlte, zog er sie doch nicht heraus, sondern ließ es untätig geschehen, daß draußen das Auto davonfuhr, das ihm Magda Mühlbeck für immer entführte.

(Fortsetzung folgt)

Silbenrätsel

Aus nachfolgenden Silben a, a, an, as, as, ba, brust, dac, di, dig, e, en, ga, gie, gra, kel, kel, kus, la, la, le, le, lop, ma, mar, mem, na, ne, ne, ner, non, on, pa, pe, pen, per, ral, sig, sis, te, te, ten, tent, ti, tu, trat, ve, ve, wehr sind fünfzehn Wörter zu bilden. Liest man jeweils den fünften Buchstaben der gefundenen Worte, so ergibt sich ein bekanntes Sprichwort.

1. Heros des griechischen Altertums, 2. Hilfsmittel der Telegraphie ohne Draht, 3. italienische Stadt, 4. Hunderasse, 5. Tatkraft, 6. Beglückwünschung, 7. Deckung, 8. nordamerikanischer Bundesstaat, 9. geometrische Linie, 10. Umschlag, 11. Uhrenteil, 12. Gehilfe, 13. französischer Schatzschein, 14. Apostel, 15. Wechsel.

Aufllösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Der Sago, ein Ernährer von Millionen

Naturwissenschaftliche Plauderei

Von Dr. J. Bergner / Mit 12 Bildern

In allen Zonen kommt es vor, daß Völker, die in einer niederen Kulturstufe leben, sich fast nur von einer einzigen Tier- oder Pflanzenart ernähren. Der Lappe hat sein Renntier, der Eskimo die Robben, der Sandwichinsulaner seinen „Tarro", wie er die knolligen Wurzeln eines Aronsgewächses nennt. Die fast einen Meter langen und einen halben Zentner schweren Yamswurzeln aber sind die hauptsächlichste Nahrung der Eingeborenen der Südsee, indes die süßen Knollen der Batate, einer Windenart, zusammen mit dem Mais, oft nur das einzige Gericht der Negersklaven gewesen ist. Die Kokospalme liefert unzähligen Menschen alles, was sie zum Leben brauchen, und ebenso wertvoll ist auch die Sagopalme, deren stärkereiches Mark die tägliche Nahrung der Malaien ist. Die wichtigste der sieben Arten ist die echte Sagopalme, die nur acht bis zwölf Meter hoch wird, indes die Palmen zu den höchsten aller Pflanzen zählen. Die Sagopalme ist zwar nicht schlank, denn ihr Stamm erreicht etwa einen Umfang von drei Metern. Sie hat ein merkwürdiges Wachstum, denn in der Jugend ist sie nur ein Strauch mit buschigen, dornenreichen Blättern, die den am Boden hinkriechenden kurzen Stamm verdecken. Im späteren Lebensalter erst steigt dieser senkrecht auf und treibt bis zu acht Meter lange Wedel. Würde man eines dieser riesigen Fiederblätter an unsere Großstadthäuser lehnen, so könnte man auf dieser Leiter bis zu den Fenstern des zweiten Stockwerkes emporklettern. Der Grund für diese unverhältnismäßig starke Blattentwicklung ist im Standort dieser Palme zu suchen,

die nur auf sumpfigem Boden recht gedeiht. Die Größe der Blattflächen steht mit dem Feuchtigkeitsgrade der Luft im innigsten Zusammenhang. Wo diese mit Wasser-



Eine Sagopalme in Borneo am Rand eines Sumpfes.

dämpfen gesättigt ist, fällt es der Pflanze schwer, ihre so lebenswichtige Ausdünstung und damit auch den Wasserumlauf aufrecht zu erhalten. Sie hilft sich durch Riesenwedel, die durch die größeren Flächen leichter ausscheiden.

Das eigenartigste aber ist der Blütenstand der Sago-palme, der sich in ihrem ganzen Leben nur einmal zwischen dem zehnten und fünfzehnten Jahre bildet. Aus einer meterlangen Scheide schießt dann ein ungeheurer Kolben mit vielen keulenförmigen Zweigen auf, die an den Gabelungsstellen gleichfalls tütenförmige Blattgebilde tragen. Gleich einem Armleuchter erhebt sich diese gelbe Blütenrispe über die Mutterpflanze, bedeckt mit zahllosen männlichen und weiblichen, doch auch zwittrigen Einzelblüten, jede von einem rosafarbenen Deckblatt umgeben. Fabelhaft ist die Menge der pflaumengroßen runden Früchte. Das von bräunlichgelben Panzerschuppen umhüllte Fleisch ist trocken und birgt nur einen abgeplatteten, kugeligen Samen. Nach solcher Höchstleistung ist aber die Lebenskraft der Pflanze erschöpft, und wenn die Palme auch noch weiter vegetiert, stirbt sie doch bestenfalls mit fünfundzwanzig Jahren ab.

Ihr botanischer Name „Metroxylon Rumphii" (metra = Mark, Xylon = Holz) leitet sich her von dem im Jahre 1627 zu Hanau geborenen Rumphius, der als Statthalter von Niederländisch-Indien diese Palme zuerst beschrieb. Sie bildet, besonders auf den Molukken und in Neu-Guinea, der zweitgrößten Insel der Erde, in den Flußniederungen stellenweise ganze Wälder — eine für Palmen nicht häufige Erscheinung.

Im Westen aber, auf Borneo, Sumatra und Java, überwiegt eine nahe verwandte Art, die glatte, unbewehrte Sagopalme. Wie schon der Name sagt, unterscheidet sie sich besonders dadurch von der echten Sagopalme, daß die den Stamm umgebenden Blattscheiden und ebenso die Stiele keine Stacheln haben. Dadurch ist sie in ihrer Jugend, solange der Schaft noch nicht erhärtet, den Angriffen der Wildschweine und anderer Feinde schutzlos



Schlagreife Sagopalme. Nur der untere Teil wird zur Sago-mehlbereitung verwendet.

preisgegeben. Das aber läßt vermuten, daß sie vielleicht nur eine Kulturform unserer echten Sagopalme ist, die jedoch bessere und auch reichere Erträge liefert. Gleich-

wohl stammt doch der meiste, in den Welthandel kom-
mende Sago — ein Wort, das Mehl bedeutet — von
dieser unbewehrten Sagopalme. In ihrer Vollkraft kann
eine dieser beiden Palmen bis zu acht Zentnern rohen
Stärkemehls liefern, doch wird sie wertlos, wenn die
Früchte reifen, weil diese alle Reservestoffe an sich ziehen,
so daß die Palme hohl wird. Die Eingeborenen fällen
sie deshalb vor der Blütezeit, nachdem sie die Stämme
angebohrt haben und sich durch Proben überzeugten, daß
sich die Mühe lohnt. Wie eines unserer Bilder veranschau-
licht, wird nur der untere Teil verwendet, der an der
dicksten Stelle einen Durchmesser von eineinhalb Meter
erreichen kann. Die üppige Krone aber wird meist fort-
geworfen, sofern die Blätter nicht zum Dachdecken ver-
wendet werden, wofür sie sich vorzüglich eignen. Die un-
bewehrte Art vor allem wird deshalb auch in Java nur
zu diesem Zwecke längs der Kanäle angepflanzt, die zum
Bewässern der Reisfelder dienen.

Die Sagoernte ist an keine bestimmte Jahreszeit ge-
bunden. Wann und wo es gerade dem Eingeborenen
paßt, fällt er die Bäume, denn einige Jahre vor der Blüte
schon speichert die Palme ihre Reservestoffe auf, die dem
Bedarf der anspruchslosen Malaien vollauf genügen.

Um die geschlagenen Stämme leichter fortschaffen zu
können, werden sie an Ort und Stelle in zwei, höchstens
drei Meter lange Stücke zerlegt. Eines unserer Bilder
zeigt, wie diese, einer Walze gleich, von Eingeborenen vor
sich hergeschoben werden. Später zerlegt man sie in
kleinere Blöcke, die sich leicht spalten lassen, da nur eine
fünf Zentimeter dicke Rindenschicht das Mark umgibt.
Es wird in großen Stücken losgebrochen, zerkleinert und
in einem Trog zu grobem Mehl zerstampft, das aber
voller holziger Teile ist, weil viele Längsfasern das Mark



Gefällte Stämme der Sagopalme werden von Eingeborenen auf den Markt gerollt,

durchsetzen. Um diese zu entfernen, verrührt man das Mehl zu einem dünnen Brei, der durch ein Sieb in einen anderen Trog gerieben wird. Dort läßt man der Stärke Zeit, sich abzusetzen, schöpft dann das Wasser ab und schaufelt den erst von den gröbsten Unreinigkeiten befreiten Sago in das erste Gefäß zurück. Dieses Verfahren wird drei- bis viermal wiederholt.

Damit ist das Sagomehl, nachdem es noch getrocknet ist, für den Gebrauch der Eingeborenen fertig, die es als Brei verzehren oder zu dünnem fladenförmigen Brot verbacken, das sie zum Fisch oder zum Fleisch genießen.

Für den Handel aber ist es in dieser Form nicht zu gebrauchen, weil es sich höchstens einen Monat hindurch hält. Für die Ausfuhr bedarf es noch besonderer Behandlung, die ganz in den Händen der Eingeborenen und zugewanderter Chinesen liegt. Die Arbeit wird in größerem Maßstab betrieben, denn in den Eingeborenenfabriken arbeiten dreißig bis vierzig Mann, allerdings in überaus primitiver Art und Weise. Die meisten dieser Faktoreien liegen in wenig erforschten Sagogebieten, die von Europäern selten aufgesucht werden. Ist doch das Eindringen in solche Wildnis nicht nur beschwerlich, sondern auch, vor allem des Klimas wegen, gefahrvoll für den Weißen.

Der Weltreisende Franz Otto Koch, dem wir unsere Aufnahmen verdanken, bot von diesen eigenartigen Verhältnissen eine interessante Schilderung. Von der Nordwestküste Borneos aus reiste er mit fünf malaiischen Begleitern. An den ersten Marschtagen wurden je dreißig Kilometer auf ausgetretenen Negerpfaden im Gänsemarsch zurückgelegt. Am sechsten Tage kam man an breite Sümpfe, die nicht umgangen werden konnten, denn rechts und links verhinderte der dicht mit Schlingpflanzen verwachsene Urwald jedes Ausweichen. Da hieß es denn



An einem Urwaldfluß in der Nähe von Limbang gelegene Sagofaktorei.

„mitten durch“. — Unzählige Male mußten höchst ungesunde Sümpfe durchwatet werden, beständig auf der Hut vor langschnäuzigen Krokodilen, den Gavialen. Dabei herrschte in dem wassertriefenden Dickicht solch eine Schwüle, daß schon nach einem Marsch von fünfzehn Kilometer die Kräfte versagten, und jeder froh war, in einem Eingeborenendorf übernachten zu können.

Sämtliche Häuser, die man fand, waren über dem Sumpf errichtet, das reinste Dorado für Moskitos. Kein Wunder, wenn da ein Europäer am nächsten Morgen mit völlig steifen Gliedern erwachte.

Weiter ging die Reise, und zwar in kleinen Booten nach Art der Einbäume, um die schmalen, doch meist tiefen Urwaldflüsse zu befahren. Die schwanken Kanus, nur für den Ruderer und einen Mann bestimmt, lagen so tief im Wasser, daß eine kaum handbreite Bordwand noch darüberragte und die größte Aufmerksamkeit nötig war, das Gleichgewicht zu halten. So ging die Fahrt, vorbei an unzähligen Affenherden, die sich, oft hundert Stück auf einem Baum, vergnüglich mit den Jungen an den Ästen schaukelten. Die Alten turnten meist eifrig hin und her, das eine kleine Affenkind im Arm, während das andere sich an den Schwanz der Mutter klammerte. Schier unbegreiflich, daß sie mit solcher Last noch meterweite Sprünge riskieren konnten.

Am Ufer aber saßen in greifbarer Nähe hie und da Orang-Utane, fletschten mit den Zähnen und drohten in das Boot zu springen. Die Eingeborenen hatten eine unbändige Angst vor diesen Riesenaffen und wurden so nervös, daß die Boote mit den wertvollen Apparaten oft umzuschlagen drohten. An Schießen war hier nicht zu denken, denn dann wären die gereizten Tiere wohl entschlossen zum Angriff vorgegangen und keine Rettung

mehr gewesen, zumal nur einer von den Ruderern be-
waffnet war.

Als dann der Fluß sich weitete, war man zwar dieser Gefahr entrückt, doch nur um vom Regen in die Traufe zu kommen. Das Wasser wimmelte von Krokodilen, die



Einzelne Abschnitte des Stammes der Sagopalme, mit einer Raspel, die aus einem dicht mit Nägeln beschlagenen Brett besteht, zu einem sägespanartigen Produkt abgeraspelt.

zwar feige waren, aber auf der Flucht unter den Booten durchschwammen, und auch eines zum Kentern brachten. Das ging zwar noch leidlich gut ab, doch waren die beiden Eingeborenen nur durch die größten Versprechungen zur Weiterfahrt zu bewegen. Unter solchen Fährlichkeiten wurden am zwölften Tage die „Fabriken“ erreicht.

Lange vorher herrschte reges Leben an den Ufern, denn die Arbeiter waren mit dem Fällen der Palmen beschäf-

tigt. Im Flusse lagen viele kleine Flöße aus zusammengebundenen Sagostämmen, die, je nach Bedarf, ein bis zwei Jahre im Wasser bleiben, um für die spätere Aufbereitung das Sagomark zu lockern. Haben sie lange genug gelagert, so werden sie in die Fabrik gebracht, in kleinere Blöcke zerlegt, entrindet und mit der Sagoraspel, einem dicht mit Nägeln beschlagenen Brett, völlig zerschrotet. Das grobfaserige Mehl kommt dann auf eine Plattform, wo es auf eine Kokosmatte ausgeschüttet wird. Wie auf einem der Bilder zu sehen ist, hat man diese Rampen dicht am Flusse, ja sogar im Wasser errichtet, um durch primitive Schöpfanlagen, die mit ihren langen Hebelarmen an unsere alten Ziehbrunnen erinnern, das für die Reinigung des Sagomehles nötige Wasser gleich bei der Hand zu haben.

Während das Rohprodukt nun fortwährend mit Wasser übergossen wird, kneten es die Eingeborenen stundenlang mit den Füßen, die sie taktmäßig heben und senken, um auf diese Weise möglichst rasches Abschwemmen der holzigen Teile zu bewirken. Es ist ein Tanz im wahren Sinn des Wortes, dem auch der Musikant nicht fehlt mit seinen anfeuernden Weisen. Während dieser Tretarbeit fließt der dünne Sagobrei in einen Trog. Was auf dem Mattensieb zurückbleibt, ist eine holzig-mehlige Masse, die in langen, mit Brettern verschalten Gräben oder in Trögen, um die Stärke ausfallen zu lassen, geschlämmt wird. Das so erhaltene Mehl wird auf Matten in der Sonne getrocknet und gebleicht, um dann, in Bastsäcke verpackt, in die „Raffinerie", die Läuterungsabteilung, zu wandern. Bei so roher Arbeitsweise geht selbstverständlich viel verloren, denn nur sieben Zentner Sagomehl werden im günstigsten Falle aus sechzehn Zentnern Palmenmark gewonnen. Wenn zudem der Ertrag der

einzelnen Stämme zwischen vier bis acht Zentnern schwankt, so ist es begreiflich, daß von vollwertiger Ausbeutung keine Rede sein kann. Doch in verschwenderischer Fülle wachsen ringsum die Sagopalmen, und wo ein Stamm geschlagen wird, sind so viele Wurzelschößlinge



Ein mit Rohsago beladener Karren. Das Produkt ist noch nicht von den holzigen Bestandteilen abgeschieden.

vorhanden, daß eine Neuanpflanzung nie nötig wird. Die Eingeborenen lassen jeweils nur den stärksten Sproß zur Nachzucht stehen.

Auch bei der weiteren Verarbeitung des Palmenmehles zu Perlsago wird noch viel vergeudet, denn die Chinesen, in deren Händen diese liegt, betreiben sie in urgroßväterlicher Weise. Ihre Anstalten liegen hauptsächlich an den größeren Hafenplätzen des Malaien-Archi-

pels. So gibt es mehrere in Britisch-Sarawak im Nordwesten Borneos, und zwar in Kutsching, Brunei und Labuan, die täglich bis zu hundert Zentnern Perlsago bereiten. Der Mittelpunkt der ganzen Sagoindustrie ist aber Singapur dicht vor der Spitze von Malakka, das allein für den Sagohandel mit Europa wichtig ist. Die Zufuhr nach genannter Hafenstadt erfolgt hauptsächlich von März bis zum Oktober, weil da der Nordostmonsum nicht mehr weht, so daß die kleinen Fluß- und Küstenfahrzeuge ohne besondere Gefahr verkehren können. Eines unserer Bilder gibt einen Blick in eine solche Raffinieranlage mit ihren Bütten und Trögen. Die Arbeitsweise darin ist kurz folgende: Die Sagosäcke werden im Hof ausgeleert und die durch den Versand entstandenen Brocken klein gehackt, das Ganze dann zu einem dünnen Brei verrührt und durch ein dünnes Tuch getrieben. Hat sich das Sagomehl im Bottich abgesetzt, so erfolgt die Schlußreinigung, wozu zwei Bütten dienen, die durch vier Meter lange schräge Laufrinnen verbunden sind. Das offene Ende eines solchen Troges wird mit einem Filtertuch verschlossen und mit dünnem Sagobrei gefüllt, der langsam durch den schmalen Spalt eines in der Rinne befindlichen Querbrettes dem Aufnahmegefäß zufließt. Dabei schlägt sich fast alle Stärke im Trog nieder, so daß nur das mit winzigen Faserteilchen verunreinigte Wasser in den Bottich gelangt. Hat sich die Laufrinne mit Sagomehl gefüllt, so läßt man sie zwölf Stunden stehen, damit die Masse fest wird. Die durchgeseihte Brühe aber wird immer wieder mit neuem Sagomehl verrührt, um bis zu fünfmal durch den Trog zu laufen. Zum Schluß bricht man den Sago los und trocknet ihn auf Tischen in der Sonne, bis er krümelt. Dann zerkleinert man ihn und siebt ihn durch, worauf er in ein rauhes Tuch ge-

schüttet wird, das mit vier Zipfeln an einem wagrechten Balken hängt. Das halbgefüllte Tuch wird nun gerüttelt und geschüttelt, wodurch der Sago sich in wenigen Minuten zu kleinen Kugeln ballt, eine Arbeit, die viel



Blick auf eine Sagofaktorei in Borneo. Im Vordergrund handhabt ein Eingeborener die primitive Siebvorrichtung zum Auswaschen des Sagomarks.

Sachkenntnis erfordert, weil von der Art und Weise dieses Schüttelns die Korngröße abhängt. Der so entstandene „Perlsago" wird in drei Sieben von verschiedener Maschenweite gesichtet. Was nicht für brauchbar gilt, wird nun abermals geschüttelt. Dann werden alle Sagokügelchen in eisernen Pfannen unter beständigem Umrühren geröstet und nach Aussieben der zusammen-

gebackenen Körner zu einem dampfenden Haufen geschichtet, den man verkühlen läßt. Durch dieses Verfahren ist der meiste Sago etwas durchsichtig und klebrig geworden. Er muß daher noch einer zweiten Röstung unterworfen werden, wodurch die Körner kleiner und vor allem härter werden.

Man unterscheidet groß-, mittel- und feinkörnigen Perlsago, der mitunter nur noch die Größe eines Mohnkorns hat. Vom Grad der Röstung hängt auch die Farbe ab, ob weiß, grau oder gelblich, während durch Zuckerzusatz beim Erhitzen ein bräunlicher, durch Beimengung von Bolus, einer feinen Tonerde, ein ziegelroter Sago entsteht. Nach der Farbe des Sagos kann man auf seine Herkunft schließen. So stammt die weiße „Sagoblume" meist von Java, der gelblich-weiße von den Malediven, der gelbliche von Sumatra, während den grauen und bräunlichen, der in England und Frankreich öfter zu haben ist, die Molukken, den ziegelroten aber Neu-Guinea liefern.

In seiner Heimat wird der Sago bis zum Verkauf in offenen Zinkbehältern aufbewahrt und dann in Kisten, seltener in Säcken verfrachtet. Den ersten Sago brachte der weitgereiste Venezianer Marco Polo im Jahre 1295 in seine Vaterstadt. In den Handel kam er jedoch erst im sechzehnten Jahrhundert durch die Portugiesen.

Heute bildet er einen wichtigen Ausfuhrartikel, dessen Bedeutung sich schon daraus ergibt, daß hundert Millionen Zentner jährlich von Singapur aus auf den Weltmarkt kommen.

Mehr als Dreiviertel des nach Europa eingeführten Sago verbraucht England, doch weniger als Nahrungsmittel, sondern mehr in seinen Webereien und Zuckerfabriken statt der Kartoffelstärke.



Ein Teil der Anlage einer Urwaldsagofaktorei in Westborneo. Siebanlage, auf der die holzigen Teile des Sagos vom Mark geschieden werden.

Auf dem Festland ist Italien der Hauptabnehmer, doch ging der größte Teil des nach Europa ausgeführten Perlsago vor dem Weltkrieg nach Hamburg. Im Jahre 1902 betrug die deutsche Sagoeinfuhr beispielsweise 68 520 Zentner im Werte von 925 000 Mark. Wohl mag uns



Der Sago wird in einer Faktorei in geflochtene Säcke gefüllt, in denen er zur Reinigung und zum Bleichen geschafft wird.

diese Summe gering erscheinen, doch sank der Wert des Sago in dem Maße, als die Einfuhr sich hob. Einige Zahlen mögen dies erläutern: Während ein Doppelzentner Sago im Großhandel in den Jahren 1851 bis 1855 durchschnittlich 45 Mark 16 Pfennig kostete, sank dieser Preis schon binnen zwanzig Jahren auf 36 Mark 22 Pfennig und 1891 gar auf 26 Mark 31 Pfennig, um in der

Folge noch weiter abzunehmen, so daß ein Pfund im Einkauf nur etwa zehn Pfennig kostete. Trotzdem blieb die Sagoindustrie noch lohnend, weil ja das Rohprodukt so gut wie nichts kostet und die Arbeitslöhne gering sind.

Ein Sagoverzehrer ist auch die Larve eines dunkelbraunen Rüsselkäfers, die oft im Palmenmark lebt und



Blick in das Innere der primitiven Kläranlage einer Sagoreinigungsanstalt in Westborneo.

großen Schaden stiftet, wenn sie in Menge auftritt. Da aber die fingerdicke, fette Larve gebraten als großer Leckerbissen gilt, ist der Malaie getröstet.

Mehr oder weniger guten Sago liefern übrigens noch eine ganze Anzahl anderer Palmen, doch wird dieser an Ort und Stelle meist verbraucht. So wächst in den Gebirgsgegenden Vorderindiens eine kaum einen Meter hohe, einem dichten Busch gleichende Palme, die Phoenix farinifera, deren mehlreiches Mark man zu Grütze kocht,

wenn es an Reis fehlt. Geringwertigen Sago liefert die auf Zeylon und den Malediven heimische Talipotpalme oder Schattenbaum, weil unter einem ihrer Blätter zwölf Menschen Schutz vor der Sonne finden, und ebenso die Gebangpalme von den Sundainseln. Die Zuckerpalme Javas aber enthält drei- bis viermal weniger Stärkemehl, als die echte Sagopalme. Das Mark der Kittulpalme kommt jedoch dem besten Sago gleich und ist daher zur Zeit der Hungersnot für Indien überaus wichtig. Sonst ist der Baum zu wertvoll, um Sago daraus zu gewinnen.



Der Palmbohrer mit einem von ihm in einen jungen Sagopalmbaum gebohrten Gange. Die fette Larve des Käfers gilt bei den Eingeborenen als begehrter Leckerbissen.

Auch in der Neuen Welt liefern mehrere Palmen ein geschätztes Sagomehl, vor allem die Mauritiuspalme, eine der schönsten von Amerika, ferner die Wachspalme von Nordbrasilien und die Kohlpalme Westindiens. Von größerer Bedeutung sind indes einige Farnpalmen Indiens, der malaiischen Inselwelt und Japans, die deshalb auch unechte Sagopalmen heißen. Die gefiederten lederartigen Wedel dieser Sagopalmen werden an Stelle

echter Palmenzweige als Grabschmuck verwendet. Sie stammen vom japanischen Palmfarn, der auf den Liu-Kiu-Inseln nur mit Erlaubnis der Regierung gefällt werden darf, weil der von Stärkemehl erfüllte Stamm für den nicht seltenen Fall, daß Wirbelstürme die Getreideernte vernichtet haben, eine wertvolle Nahrungsquelle ist.



Durchschnittener Palmenstamm mit den Puppengehäusen des Palmenbohrers.

Ein dem Sago verwandtes Nahrungsmittel ist die Tapioka, die deshalb auch brasilianischer oder westindischer Sago heißt. Sie wird aus den Wurzeln einer Wolfsmilchart bereitet, die denen unserer Georgine gleichen, doch über einen halben Meter lang und mehr als zwanzig Pfund schwer werden. Im frischen Zustand sind diese Knollen äußerst giftig, da sie einen blausäurehaltigen Milchsaft enthalten; zerrieben, ausgepreßt und gekocht oder geröstet, werden sie jedoch völlig unschädlich und gelten als gute Speise.

Das aus den Wurzeln gewonnene „Mandiokamehl" wird zum Brotbacken oder zur Herstellung von Sago viel gebraucht.

Als Kuriosum sei kurz noch des wilden Sagos gedacht, walnußgroßer, wohlschmeckender Wurzeln eines Liliengewächses, das in den Wüsteneien um den großen Salzsee häufig ist. Es spielte eine große Rolle bei der Gründung des Staates Utah durch die „Heiligen des letzten Tages" im Jahre 1847, denn was das Manna in der Wüste den nach Kanaan ziehenden Juden gewesen war, das wurde dieser wilde Sago den eine neue Heimat suchenden Mormonen.

Sago läßt sich also aus jeder Stärkeart gewinnen. So wird der Portlandsago in England aus dem Wurzelstock des auch bei uns häufigen Aronstabs, der billige deutsche Sago aber aus Kartoffelstärke hergestellt, indem man diese anfeuchtet und dann durch enge Siebe reibt. Die so erhaltenen Körner werden in rotierenden Fässern gerundet, gesiebt und schwach erhitzt, worauf man sie durch Einleitung von Dampf verglasen und dann erkalten läßt. Die Einführung des Kunstsago ist das Verdienst eines Deutschen namens Sattler. Sie erfolgte in jenen harten Zeiten, da die Hand des Franzosenkaisers Napoleon I. schwer auf unserem Vaterlande lastete und die Kontinentalsperre die Einfuhr englischer Waren unmöglich machte.

Heute wird Kartoffelsago in zahlreichen Fabriken hergestellt. Auch Frankreich erzeugt ihn nach einem etwas anderen Verfahren, bei dem gelochte Platten statt der Siebe verwendet werden. Doch all dieser Ersatz vermag den Palmensago nicht zu verdrängen; die Sagoindustrie hat vielmehr ständig zugenommen, so daß man diese Palmen jetzt auch an vielen anderen Orten pflanzt.

Gibt es doch kaum noch eine andere Pflanze, die den sonst unbrauchbaren Sumpfboden so vorteilhaft ausnützt, wie die Sagopalme, die Ernährerin von Millionen Menschen.

Trost im Leid

Will die Seele dir verzagen
In der Leiden Übermaß,
Wehre deinem Mund die Klagen
Und bewahre dich vor Haß.

Lies des Kummers tiefe Zeichen
Auf so manchem Angesicht
Deinem Leid wird manches gleichen,
Und das einz'ge ist es nicht.

Nein, der Menschen Tränen quillen
Rings, soweit die Sonne scheint,
Und nur der kann Tränen stillen,
Welcher bitter selbst geweint.

Trage drum mit stiller Stärke
All das Leiden, das dich kränkt,
Zu der Liebe heil'gem Werke
Ward es dir von Gott geschenkt.

E. v. Wildenbruch

Das große Los

Humoreske von Eugenie Kirsch

Wozu sind die Vereine da? Erstens, um einer guten Sache zu dienen und zweitens, damit man auch ein-
mal ein Fest feiern kann. Man verbindet so das Ange-
nehme mit dem Nützlichen, und es ist deshalb begreiflich, daß es Menschen gibt, die mindestens einem halben Dutzend Vereinen angehören.

Heute tagte in der Stadthalle der „Verein der Land-
wirte zur Hebung der allgemeinen Notlage". Nach einer Reihe langer, vielversprechender Reden kam auch die Kunst zu ihrem Recht. Lebende Bilder wurden gestellt und ein veralteter Schwank aufgeführt, und die Darsteller ernteten brausenden Beifall. Dann fing man zu tanzen an, was in dem heißen, menschenüberfüllten Saal ein zweifelhaftes Vergnügen war. Begreiflich, daß nur die Jüngsten daran Gefallen fanden.

Endlich war auch dieser Teil des Festprogramms er-
schöpft und fast alle zogen nach den langen Tafeln, auf denen viel Verlockendes aufgebaut war. Aber auch Essen und Trinken durfte man nur im Dienst der guten Sache; da hieß es, gehörig in den Beutel greifen. Wer also nicht über eine dicke Geldtasche verfügte, der ward erstaunlich schnell satt. Es bot sich aber doch sonst noch Gelegenheit, genug Geld los zu werden, denn Blumenmädchen und Losverkäuferinnen bemühten sich ernstlich, den Gästen Geld herauszulocken.

„Nun, Herr Doktor, wollen Sie nicht auch dem Glück die Hand bieten?" fragte eine junge Dame verführerisch lächelnd und hielt ein Körbchen mit verheißungsvollen Papierröllchen einem hochgewachsenen jungen Mann hin, der sich mit der Miene und Haltung eines hohen

Herrn, der unerkannt einen Bauernball mitmacht, durch den menschenüberfüllten Saal bewegte.

„Selbstverständlich, mit größtem Vergnügen, gnädiges Fräulein. Ich nehme mindestens die Hälfte Ihrer Lose, denn so viele muß ich doch haben, wenn ich nur im mindesten hoffen soll, etwas zu gewinnen. Ich bin nämlich ein stadtbekannter Pechvogel."

„Was würden Sie am liebsten gewinnen?" forschte die junge Dame und strich erfreut die vielen Scheine ein, die er ihr reichte.

Er sah ihr tief in die dunklen Augen, die ihn mit verführerischer Schelmerei anlachten.

„Ein Herz!" Versicherte er bedeutungsvoll.

„Ich glaubte, Sie wären ein Pechvogel, und nun rechnen Sie offenbar doch aufs große Los?" neckte sie, hielt es aber doch für besser, die heikle Unterhaltung abzubrechen und sagte: „Ich muß die andere Hälfte meiner Lose auch noch verkaufen, verzeihen Sie meine Eile."

Rasch verschwand sie im Gedränge.

Nach einer Weile läutete der Vorstand mit einer großen Kuhglocke und verkündigte überlaut: „Meine Herrschaften, die Verlosung beginnt!"

Alles drängte sich um den Verlosungstisch, auf dem die verschiedenartigsten Dinge lagen und standen. Man hörte laut geäußerte Wünsche. Irgend jemand sagte: „Donnerwetter! Den Schinken möchte ich gewinnen!"

Oder: „Nur keine Schlummerrolle! Ich kann ja sowieso nicht so viel schlummern, wie ich Rollen habe! Was Reelles wäre mir lieber, eine Wurst meinetwegen, wenn's schon was Länglich-Rundes sein muß."

Der Herr an der Glücksurne mahnte ungeduldig: „Bitte um Ruhe, meine Herrschaften! Nummero zwölf: Ein Kalender!"

Nicht sehr beglückt nahm ihn eine Dame aus den Händen einer der jugendlichen Helferinnen in Empfang. Rachedurstig murmelte sie dabei: „Der wandert wieder in eine Verlosung."

Immer rascher folgte eine Nummer nach der anderen, aber die allgemeine Spannung ließ doch nicht nach, denn es war noch viel Verlockendes da, das man gern genommen hätte.

„Nummer dreihundertdreiunddreißig!"

Der lange Doktor rief laut und klangvoll: „Hier!"

Triumphierend verkündete der Ausrufende: „Das große Los!"

Er zog unter dem Tisch eine Kiste hervor und zum Staunen und Jubel aller entnahm er ihr mit einem geschickten Griff ein schneeweißes, zappelndes Wesen und hielt es dem Doktor entgegen.

Der stand höchst überrascht da und schien gar nicht geneigt, seinen lebendigen Gewinn in Empfang zu nehmen.

„Bitte, halten Sie uns nicht auf!" Ehe sich der Doktor recht versah, was geschehen war, hielt er ein quiekendes Ferkel im Arm.

„Mensch, hast du ein Schwein!" rief jemand hinter dem Doktor. Es war sein bester Freund, wenigstens hatte er ihn bis jetzt dafür gehalten. Nun wußte er, daß er neidisch und boshaft war.

„Tusch! Tusch!" riefen Leute von verschiedenen Seiten. Die Musik blies darauf los und alle setzten sogleich ein und sangen, daß die Fenster klirrten: „Hoch soll er leben! Hoch soll er leben! Dreimal hoch! Hoch! Hoch! Hoch!"

Der glückliche Gewinner des großen Loses wäre am liebsten aus dem Saal verschwunden. So dazustehen, ein Ferkel im Arm, das war eine unerwartete Lage, der er

sich nicht gewachsen fühlte. Hinaus aus dem Saal! Er ließ die noch nicht gezogenen Lose zur Erde flattern, und eilte fort, so rasch es gehen wollte. Am liebsten hätte er das Schweinchen gleich vor der Stadthalle auf die Straße gesetzt und es seinem Schicksal überlassen; aber das durfte er doch nicht tun, das arme, hilflose Geschöpf tat ihm leid. Er stellte sich vor, wie das kleine, verängstigte Tier umherirren würde, hungernd und frierend. Von Tagesgrauen an wahrscheinlich gehetzt und verfolgt von Kindern und Hunden. Nein, eine Nacht wollte er, so gut es gehen mochte, das Ferkelchen in seinem Junggesellenheim beherbergen. Am anderen Morgen würde ihm dann seine Wirtin gewiß sagen, was weiter damit zu beginnen sei. Sie hatte Verwandte auf dem Land, da paßte das Tierchen hin.

Durch so tröstliche Gedanken erheitert, schritt der Doktor tapfer aus, das Ferkel krampfhaft an sich pressend. Das undankbare Geschöpf quiekte und suchte sich unaufhörlich und immer ungestümer zu befreien. Der Doktor kämpfte mit dem kleinen Widersacher, schwitzte vor Erregung und lief zuletzt, so rasch es ihm möglich war.

Eilig folgte ihm jemand und rief befehlend: „Heda! Stillgestanden!"

Der Doktor sah sich um. Ihm konnte das doch nicht gelten, aber irgend etwas Ungehöriges schien hinter ihm los zu sein. Richtig! Ein Schutzbeamter mußte gerufen haben; wen der wohl meinte, und was er wollte?

„Bleiben Sie stehen! Sie Schweinedieb!"

Der Doktor stutzte. So war das gemeint. Das galt ihm. Na, der Fall war ja leicht klarzustellen. Lächerlich! Ihn für einen Dieb zu halten. Was der Mensch nicht alles erleben kann. Ruhig ließ er den entrüsteten Grünen herankommen.

„Wo haben Sie das Schwein her?“ schnauzte der in einem Ton, der kurz und bündig Antwort heischte.

Ruhig sagte der Doktor: „Gewonnen bei einer wohltätigen Veranstaltung. Wenn Sie mir nicht glauben, erkundigen Sie sich in der Stadthalle.“

„Jawoll! So meinen Sie. Aber das werd' ich bleiben lassen, die is schon stockfinster, kein Mensch is mehr drin. Ne, Verehrtester, kommen Sie man samt Ihrem Ferkel mit auf die Polizei. Bei Tageslicht besehn wir uns dann die Verlosungsgeschichte näher. Vorwärts!“

Dem empörten Doktor begann das Blut bedenklich zu wallen.

„Haben Sie denn keine Augen im Kopf, Mann? — Seh' ich aus wie ein Dieb? — Ich schenke Ihnen das Vieh, aber nur unter der Bedingung, daß Sie es anständig behandeln.“

Er hielt das heftig zappelnde Tier dem Grünen hin, der aber ließ sich nicht bestechen und wehrte ab: „Tragen Sie man Ihr Ferkel nur allene! Der Eigentümer wird sich schon finden. Und zu dem feinen Anzug, der mir imponieren soll, auf den können Sie auf die gleiche Art gekommen sein, wie zu dem Schwein. Wahrscheinlich ist der Anzug auch verlost worden, und Sie haben ihn gewonnen. Wie?“

Der Doktor hielt es für gut, den Mann weiter nicht zu reizen. Er sagte: „Ich wohne Landskronenstraße acht. Wollen Sie mich dorthin begleiten? Meine Wirtin wird für mich aussagen. Papiere habe ich nicht bei mir.“

„Das glaub' ich! Ne, nach der Landskronenstraße reise ich heute nacht nich mehr. Marsch, Tempo! Auf der Polizei haben Sie's wahrscheinlich gemütlicher als in Ihrer Spelunke.“

Der unglückliche Doktor schwieg und ergab sich in sein

Schicksal. Was sollte er auch tun? — Den Beamten oder das Schwein erwürgen? — Seine Unschuld mußte ja an den Tag kommen. Ja, wenn es nur erst Tag wäre!

Es gab einen Hauptspaß, als die beiden Männer auf der Wachtstube des nächsten Polizeireviers ankamen. Der Mann im Schmoking, mit dem Ferkel unterm Arm, unterbrach die Langweile der Nachtwache recht angenehm. Das Schweinchen durfte in der Wachtstube frei umherspazieren, dem Doktor bot man eine harte Bank an. Da lag er und konnte über die Worte seines Freundes nachdenken, der ihm zugerufen hatte: „Mensch, hast du ein Schwein!"

Endlich fiel es der Sonne ein, daß man auch im Winter einmal aufstehen muß, und sie erschien hinter einem grauen Schleier, verschlafen und fröstelnd, gleich der wintermüden Menschheit.

Der Doktor zog seine goldene Uhr. Die Schutzleute sahen sich bezeichnend an, als wollten sie fragen: „Wie kommt der Mann zu der Uhr!"

Endlich ermannte sich der Doktor: „Die Post muß nun offen sein, es ist acht Uhr. Ich wünsche telephonisch mit einem Bekannten zu sprechen, er soll hieher kommen, und Auskunft geben über mich und, was in der Nacht geschehen ist."

Nach einer halben Stunde hielt ein Auto vor der Polizei. Ein älterer Herr und eine junge Dame stiegen aus.

Der bleich und übernächtig aussehende Doktor begrüßte dankerfüllt seine Retter. Der geheime Medizinalrat Funk und seine Tochter stellten fest, daß der Doktor auf rechtmäßige Weise zu den Losen und zu dem Ferkel gekommen sei. Mit dem Schweinedieb war es also nichts. Man mußte den Doktor gehen lassen. Er verzichtete auf das Ferkel

und wollte es der Polizei unter der Bedingung schenken, daß man das arme Geschöpfchen sachgemäß behandle und unterbringe.

„Aber Vater, wir könnten doch das Tierchen mitnehmen. In unserem Haus ist so viel Platz," bat das junge Mädchen und kraute das Ferkel zärtlich hinter den rosigen Ohren.

„Wenn du es gerne haben und selber verpflegen willst, bin ich nicht dagegen," sagte der alte Herr wohlwollend.

Diese Bedingungen schienen dem jungen Mädchen doch bedenklich, und so blieb das Geschick des Ferkelchens zunächst unentschieden.

Der Doktor hatte im Polizeilokal den Gesichtsausdruck der jungen Dame nicht ohne Bedenken beobachtet. Er empfand sein Schicksal tragikomisch und erkannte die Gefahr, die für einen jungen Mann darin liegt, wenn er vor der Auserwählten seines Herzens eine lächerliche Rolle gespielt hat. So mißtrauisch er jede ihrer Mienen geprüft hatte, so konnte er doch kein verhaltenes Lächeln um den Mund der Verkäuferin des verhängnisvollen Loses sehen. Ernst und teilnahmsvoll hatte sie ihn angesehen und nun sagte sie sogar: „Sie sind mir gewiß böse, Herr Doktor! Eigentlich bin ich an Ihrem ganzen Unglück schuld. Ich habe Ihnen ja die Lose angeboten."

„Sie haben ja nur Ihre Pflicht getan," beruhigte sie der Doktor eifrig. „Ich danke Ihnen, daß Sie mich so rasch aus meiner unangenehmen Lage befreit haben."

Der Geheimrat sagte: „Na, also, da kommt ja jeder zu seinem Recht. Ich bitte Sie, Herr Doktor, bei uns zu speisen. Ein Gläschen Wein wird Ihnen auch nichts schaden, Sie sehen recht übernächtig aus."

Vater und Tochter fuhren gleich darauf weg. Der

Doktor ging heim und kleidete sich um. Herzlich ward er im Haus des Geheimrats empfangen.

Der Doktor und Fräulein Eva Maria Funk waren ein Jahr nach dem Wohltätigkeitsfest ein Paar. Der glückliche junge Ehemann nahm es seinem Freund, der ihn einst so schwer gekränkt, nicht übel, daß er ihm zum ersten Weihnachtsfest, das er mit seinem Frauchen im eigenen trauten Heim feierte, ein stattliches Marzipanschwein schickte und ein Kärtchen dazu, auf dem stand: „Mensch, hast du ein Schwein!"

Der Freund war neidlos davon überzeugt, daß der Doktor das große Los gezogen hatte.

Rechenaufgabe

a — d (obere Ecken), c — b (untere Ecken)

408	421	422	425
427	439	440	442
451	454	458	463
467	474	476	481

Die eingestellten Zahlen sind so zu ordnen, daß die Summen jeder senk- und wagrechten Reihe das Geburtsjahr und die Summe jeder Diagonale das Sterbejahr von Uhland ergibt.

Das Geburtsjahr ist 1787, das Sterbejahr 1862.

....

Rätsel

Ich genoß im Berner Oberlande die herrlichen 1 2 3 4 5 6. „Ah", sagten die Dorfschönen, „dem ist es gewiß um's 1 3 2 4 5 6, sonst wäre er nicht von 1 2 3 6 hieher gekommen." Bald fing in einem der hübschen Mädchenköpfe ein lieblicher Gedanke an zu 3 2 4 1 5 6. „Bin ich nicht 1 2 4 6 5 3 als manche andere?" sagte sie zu mir, „1 3 2 4 5 mich!" Ich stand wie auf 2 4 5 3 6, denn ihr 5 4 1 2 3 war mir sehr peinlich. Wenn ihre Worte auch ziemlich 1 3 2 4 sein mochten, so war ihr Herz doch gewiß 3 2 4 6. Wie gern hätte ich ihre Rede mit einem goldenen 3 2 4 1 erwidert, aber meine Pflicht gebot mir, schnell abzubrechen. „6 4 2," antwortete ich schmerzlich, „denn ich habe schon 2 4 6 5." Welche Buchstaben werden durch die Ziffern bezeichnet?

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

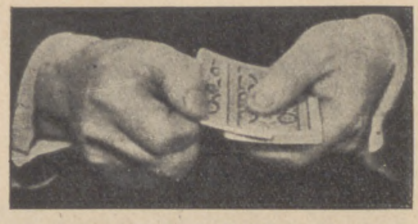
Falschspielerkniffe

Von M. Carrer / Mit 9 Bildern

Wenn man einen Kartenspieler dabei erwischt, daß er mit gezeichneten Karten hantiert, oder beim Mischen, Abheben oder Ausgeben unerlaubte Manipulationen vornimmt, so nennt man den Kerl einen Betrüger. Die höflichen Franzosen sagen in solchem Falle, der Mann habe versucht, das „Glück zu korrigieren". Solche Gaunerei bleibt, was sie ist: niederträchtiger Betrug. Daß Kunst dazu gehört, mit allerlei Kniffen und Pfiffen ahnungslose Mitspieler zu prellen, braucht wohl kaum besonders betont zu werden. Übung macht auch im Falschspiel den Meister; Meisterfalschspieler wird aber darum doch kein Ehrentitel.

Wenn in folgendem gezeigt wird, wie die Falschspieler es fertig bringen, das launische Glück zu ihrem Vorteil zu „korrigieren", so soll das nicht etwa dazu dienen, zum Falschspiel anzuleiten. Es würde auch gar nicht so ohne weiteres möglich sein, sich den Grad von eleganter Geschicklichkeit anzueignen, über den gerissene Kartenspieler zum Schaden anderer Leute verfügen. Ein Nachahmungsversuch auch nur der einfachsten Griffe, würde jedem bald zeigen, daß auch zu diesem unsauberen Handwerk eine gewisse Lehrzeit gehört. Meist geht es auch so, daß ein erfahrener Gauner einem Neuling alles beibringt, was er selber einst von einem zünftigen Halunken gelernt hat. Theorie bleibt immer grau; mit ihrer Kenntnis allein ist es keinesfalls getan. So gehört auch zu Falschspielererfolgen eine jahrelang betriebene Praxis und Übung, gepaart mit persönlicher, nicht geringer Geschicklichkeit. Die durch Übung erworbene vollendete Technik des Mogelns, Trügens und Täuschens ermöglicht dem Könner, mit geradezu unfaßlicher Geschwindigkeit zu „arbeiten",

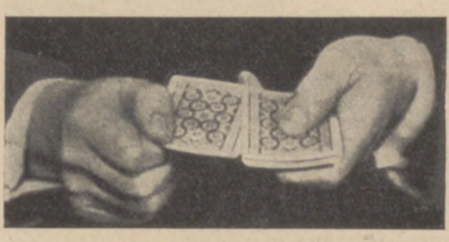
im Bruchteil einer Sekunde unter den schwierigsten Umständen mit einem Streifblick das Beachtenswerte zu erhaschen und alles Wahrgenommene mit staunenswertem Gedächtnis festzuhalten und möglichst bedeutende Vorteile daraus zu ziehen.



Zurückschieben der obersten Karte und gleichzeitiges Erfassen der zweiten.

Wenn es sich bei so lichtscheuem Tun nicht um moralisch verwerfliche Ziele und unlautere Absichten handelte, könnte man fast von einer Wissenschaft der Falschspieler sprechen.

Wenn hier ein kleiner Einblick zu geben versucht wird, wie und auf welche Weise mit Karten von zweifelhaften Glücksrittern hantiert wird, so geschieht das in der Absicht, unsere Leserin den Stand zu setzen, gelegentlich vielleicht einem dieser fragwürdigen Helden „in die Karten zu sehen".



Hervorziehen der zweiten Karte.

Kennt man die Schliche, Kniffe und Pfiffe dieser gerissenen Gauner, so fällt es leicht, einen von dieser Zunft überführen und entlarven zu können.

Die Methoden, nach denen diese unsauberen Elemente vorgehen, sind allerdings so vielartig und abwechslungsreich, daß es gar nicht möglich wäre, auf wenigen Seiten

alle Schliche aufzuzählen, viel weniger sie genauer zu schildern und in alle Einzelheiten zu verfolgen. Es kann sich nur um eine kleine Auswahl handeln, die genügen dürfte, von der Schlauheit und gerissenen Geriebenheit der „Kartenkünstler" eine ungefähre Vorstellung zu bieten.



Aufbiegen der Karte beim Geben, um einem Helfer deren Bild zu zeigen.

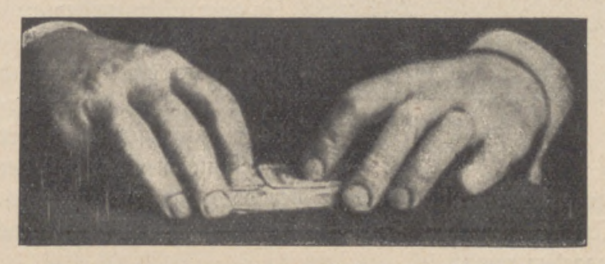
Meist arbeiten diese Leute allein; manchmal aber auch mit einem Helfer, der dann gewöhnlich beim Spiel dem „Nepper" gegenübersitzt.

Aber auch der allein das Glück korrigierende Kumpan benützt kleine Hilfsmittel. Dazu erweist sich ein Spiegel brauchbar, in dem die abwärts gekehrte Vorderseite der für alle anderen Spieler verdeckten Karten zu erkennen ist. Nun sollte man denken, mit einem Spiegel kann doch gar nicht unauffällig betrogen werden. Aber der Gauner nimmt dazu keinen gewöhnlichen Spiegel, der sofort entdeckt werden müßte. Ein unauffälliger Gegenstand aus poliertem Metall dient als Hilfsmittel. Der Gauner legt ein silbernes Zigarettenetui oder ein vernickeltes Feuerzeug vor sich auf den Tisch und benützt diese unverdächtigen Gebrauchsgegenstände als Spiegel.



Hervorziehen der untersten Karte.

Spielt er mit eigenen Karten, so ist dieser Trick nicht nötig, denn seine Karten kennt der Schubiak von der Rückseite her so gut, als ob er sie von vorn sähe: durch feine Nadelstiche, schwache Ätzungen auf der Rückseite, durch allerhand Spuren und Merkmale am Rand hat er sie gekennzeichnet, und mit eigenen Karten spielt ein Gauner deshalb am liebsten. Zuweilen läßt es sich aber nicht einrichten, mit eigenem Handwerkzeug zu beschummeln. Da müssen also andere Künste gebraucht werden. Aber welcher



Verschieben der Karten in der Weise, daß alle hohen und alle niedrigen Karten beieinander liegen.

Art sind diese? Angenommen, der Falschspieler soll Karten geben und weiß, welche Karte oben liegt, möchte sie aber nicht dem geben, der eben an der Reihe ist. In diesem Fall schiebt er sie ein wenig zur Seite, so daß die zweitoberste Karte sichtbar und faßbar wird, und gibt diese an Stelle der ersten.

Die beiden ersten Abbildungen lassen diesen Vorgang, der sich selbstverständlich blitzartig geschwind abspielt, deutlich erkennen; man sieht, wie die zweite Karte erst nur ein wenig und dann aber ganz hervorgezogen ist; meist bemerkt niemand die Vertauschung der beiden Karten.

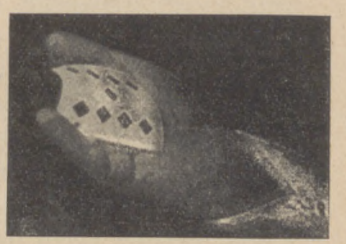
In der nächsten Abbildung ist eine Art des Gebens

gezeigt, bei der ein dem Kartengeber gegenübersitzender Helfer über jede Karte genau unterrichtet wird, so daß er nach Beendigung des Gebens weiß, welche Karten jeder Spieler erhalten hat. Auf jeder Karte ist links oben in kleiner Darstellung Farbe und Wert angegeben. Der Falschspieler gibt nun in einer eigentümlichen Art, die aber nicht weiter auffällt; er biegt jede Karte links oben ein wenig und lüftet dadurch ihre Vorderseite um soviel an der gezeichneten Ecke, daß der gegenübersitzende Genosse gerade genug sehen kann. Im vorliegenden Fall sieht er, daß soeben Ecksteinas gegeben wird.



Verbergen einer Karte in der Hand.

Im allgemeinen wird immer von oben her gegeben. Wenn aber der Falschspieler die ihm bekannte unterste Karte geben will, so bringt er das mit so großer Geschwindigkeit fertig, daß niemand diese Abweichung von der Regel bemerkt. Selbstverständlich hält der Gebende das Kartenspiel dabei nicht so wie in der folgenden Abbildung, in der Hände und Spiel nur deshalb so hoch gehoben photographiert worden sind, damit für den Mitspieler klar zu sehen ist, daß eine Kreuzzehn unten liegt.



Einklammern der Karte in der Hand.

Manchmal bringt es der Kartengeber durch allerlei Tricke fertig, alle hohen Karten oben, alle niedrigen unten zu haben. Dann gibt er nach Belieben sich und seinem Genossen die hohen, den Gegnern die niedrigen. Das dazu vorher nötige Verschieben der Karten ist aus der nächsten Abbildung zu erkennen.



Eine andere Art, die Karten von unten zu geben.

Eine Kleinigkeit ist es für den betrügerischen Spieler, eine Karte in seiner Hand zu verbergen. Während er das Spiel in passender Weise hält, schiebt er die oberste Karte in die andere Hand, wie man es in der folgenden Abbildung sieht. Aus der nächsten geht hervor, wie die Schippenneun nun fest eingeklemmt liegt. Hauptsache ist, daß die Beweglichkeit der Hand nicht darunter leidet; sie muß sich frei und möglichst natürlich bewegen lassen, als wäre keine Karte in ihr verborgen, so daß kein Verdacht einer unsauberen Manipulation erweckt wird. Im passenden Augenblick erscheint dann auf einmal die verborgen gehaltene Karte, um einen mit ihr erreichbaren Erfolg herbeizuführen. — Das vorletzte Bild läßt ebenfalls eine Art des Gebens „von unten" erkennen. Unten liegt die Kreuzneun; diese Karte wird nun gelegentlich an Stelle der obersten hervorgezogen und gegeben.



Vorbereiten zum Geben der zweiten, statt der obersten Karte.

Auch die letzte Abbildung zeigt einen schon erwähnten Kniff, wobei der Falschspieler beim Geben mit der zweitobersten Karte beginnt. Diesmal hält er das Spiel etwas anders als vorher und schiebt die oberste Karte mit dem Daumen zurück, wodurch die zweite greifbar wird.

Wenn diese kleine Zahl von Kniffen auch nur einen geringen Teil der gaunerischen Hilfsmittel ausmacht, so läßt sich daraus doch schließen, wie geschickt ein Falschspieler vorgehen muß. Um etwa erwachendes Mißtrauen zu verhüten, wechseln diese sauberen Brüder fortwährend mit ihren Täuscherkünsten, und man wird begreifen, daß ein gerissener Betrüger, so leicht nicht in Verlegenheit gerät, wie er es anzufangen hat, das Glück entsprechend zu korrigieren.

Ergänzungsaufgabe

Hof, Werk, Kanne, Berg, Bahn, Tier, Band, Fichte, Lohn, Bank, Heide, Markt, Rat, Specht, Leben, Ernte.

Vor jedes der angeführten Wörter ist ein anderes zu setzen, so daß Doppelwörter entstehen; die Anfangsbuchstaben dieser Doppelwörter ergeben dann, der Reihe nach gelesen, ein Sprichwort.

Zur Verwendung kommen folgende Wörter: Arm, Eis, Eltern, Engel, Gast, Iser, Raub, Ring, Roggen, Sand, Tafel, Tee, Topf, Torf, Ufer, Uhr.

....

Zifferblatträtsel

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII. An Stelle der Zahlen eines Zifferblattes sollen bestimmte Buchstaben derart eingesetzt werden, daß der Weiser bei seiner Umdrehung Worte folgender Bedeutung anzeigt: I—II sibirischer Strom, IV—VIII Baugerät, V—IX Vogelart, X—XII Landesteil, V—VIII Kinderpflegerin, I—XII oberbayerische Ortschaft.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Zucht und Pflege der Shetlandponys

Von Hermann Rall / Mit 4 Bildern

Auto gefällig? — Lockende Angebote eleganter Kraftwagen überall, in pompösen Läden und Ausstellungshallen hinter Spiegelscheiben oder im Bild auf Plakaten und Rieseninseraten. Und als Lastwagen kommt erst recht mehr und mehr nur noch der mit Motorantrieb in Frage. Wo bleibt bei solcher Konkurrenz durch die Maschine die Pferdezucht? Was wird aus dem edlen Pferdesport, zumal in Deutschland nur noch eine verschwindend geringe Zahl Begüterter sich dies Vergnügen leisten können und das Interesse des Kavalleristen nicht mehr anspornend wirkt? — Es sollte aber nicht dahin kommen, daß die Hochschätzung des Pferdes, des getreuesten, seit Jahrtausenden in Gemeinschaft mit dem Menschen lebenden Haustieres, daß die Freude an dem schönen, rassigen Pferd voll Feuer und Kraft, an dem stolzen Hochgefühl des Reiters auf schwergebändigtem Roß verschwindet. Es gibt auch einzelne kleinere Pferdearten, die bald ganz aussterben würden, wenn sie nicht von Liebhabern durch besondere Zuchtbemühungen und sorgfältige Pflege vor diesem Schicksal bewahrt würden. Desbalb ist neuerdings in dem reichen England die Züchtung des Shetlandponys wieder aufgenommen worden und auf den großen englischen Landsitzen mit den weiten, hügeligen, von Knicks eingesäumten Weideflächen bereiten diese kleinsten Pferde den Kindern der Eigentümer große Freude. Die Erhaltung dieser Rasse ist schon deshalb Pflicht, weil sie jedenfalls dem Typus des ursprünglichen Wildpferdes, das in Europa längst ausgestorben ist, außerordentlich ähnelt. Bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gab es noch Urwild-

pferde in den südrussischen Steppen des Dnjeprgebietes, aber die Bauern verfolgten diese Tarpan genannte Wildart, weil ihre Pferde angeblich von den Wildpferden auf den Steppen wieder entführt wurden. — Im Jahr 1879 fand der russische Reisende Przewalksi in der wildesten Gegend der zentralasiatischen Wüste eine wilde Einhuferrasse, die von den Kirgisen Kertag, von den Mongolen Taki genannt wird, von gelblichem Farbton wie Wildesel, aber doch deutlich an der Fußform und Hufbildung, am vollbehaarten Schwanz und am Gebiß die entscheidenden Merkmale der Pferdeart zeigte.



Ein zwölf Tage altes Shetlandfohlen, das nur achtundvierzig Zentimeter hoch ist.

Diesen wie der Sturmwind dahinfegenden Herden war aber trotz aller Mühe nicht nahezukommen. Auch diese Wildpferdrasse ist zweifellos im Aussterben.

Die Ähnlichkeit der Wildpferde mit den heute noch in Norwegen und auf einigen Inseln, in Island, auf den Shetlandinseln nordöstlich von Schottland, und in be-

sonders kleinem Maße auf Sardinien lebenden Pony-
arten ist auffallend. Die von vorgeschichtlichen Menschen
in Felsen eingegrabenen Bilder von Pferden, die man
in Erdschichten der Tertiärzeit gefunden, stimmen in



„Kleinchen“ mit einer Dogge, seinem Spielgefährten.

wesentlichen Merkmalen mit den Ponyarten überein. Da
ist der lange, dicke Kopf, die bürstenartige Mähne, da
sind die dicken Backen, der gedrungene Bau, der dicke
Bauch, die niedrigen, aber starken Beine und meist ein
winterlicher Zottelbart unterm Kinn. Diese Pferdchen

messen bis zum Widerrist etwa hundert bis hundertdreißig Zentimeter, aber die Liebhaber gehen neuerdings sogar darauf aus, noch kleinere Tiere zu züchten. So hat Lord Londonderry auf seinem Gestüt in Bressay Ponys von nur fünfundsiebzig Zentimeter Schulterhöhe aufgezogen, die aber doch überraschend kräftig und zäh sind.

Die Shetlandponys sind überaus genügsam und hochgradig wetterhart. Im Sommer wie im Winter, ob die Frühlingstürme feucht und kalt daherfegen oder Herbststurm weht, sie springen auf der dürftigen Weide munter umher und bekommen nur in der kalten Jahreszeit einen dickeren, zottigen Pelz. Nie kommen sie in einen Stall, leben frei auf den Bergen, und nur wenn dort oben die Weide verschneit ist, gehen sie in die Ebene am Strand.

Genau so zäh und widerstandsfähig ist die Isländer Rasse, die deshalb der Polarforscher Wegener zu seiner Durchquerung Grönlands dem sonst üblichen grönländischen Hundegespann vorzog. Klug und gelehrig sind die kleinen struppeligen Einhufer und werden auch zutraulich und fügsam. In niedrigen Stollen englischer Bergwerke ziehen sie Förderwagen, lassen sich aber auch zu allerlei Kunststücken in Zirkussen abrichten und tragen geduldig die buntkostümierten Affen auf ihrem Rücken. Vor einigen Jahren war in einem Vergnügungsetablissement im Osten Londons ein Shetlandpony der Liebling jugendlicher Besucher. Das Tierchen, „Kleinchen" genannt, war mit fünf Jahren nur fünf Hände hoch. In friedfertiger Verträglichkeit spielte es mit einer Dogge, die sich zur Belustigung der Zuschauer über den Rücken des Ponys stellte.

Erstaunlicher ist, daß die größeren Ponys schwere Reiter stundenlang in flinker Gangart tragen können. Mit fast unbegreiflicher Kraft schleppen sie im Trab große Men-



Eine Shetlandponyfamilie aus Lady Estella Hopes Gestüt in Bodiam.

schen dahin, die nur ihre Beine hochziehen müssen, damit diese nicht auf der Erde schleifen. Es ist für jeden Tier=



Das Zwerglein und der Riese. Zwei gute Kameraden.

freund eine Freude, daß die Erhaltung dieser eigenartigen Rasse unter den Pferden durch Zucht und Pflege, die

ihnen von Liebhabern zuteil wird, gesichert ist. Es soll doch nicht überall nur der praktische Nutzen und die Konkurrenzfähigkeit mit der Maschine entscheidend sein. Für die Pferdezucht kommen auch andere, nicht minder berechtigte Gesichtspunkte in Frage. Auch der Luxus hat in solchen Fällen sein gutes Recht.

Bilderrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Aussichten für Auswanderer in südamerikanischen Siedlungsgebieten

Von Preuße-Sperber, Geschäftsführer des »Reichsverbands deutscher Auswanderer e. V., Hamburg« / Mit 9 Bildern

Wer heute von südamerikanischen Siedlungsgebieten sprechen will, muß sich von vornherein auf die Südstaaten Brasiliens, den argentinischen Chaco, und den argentinischen wie paraguayischen Gebieten am Alto Parana beschränken. Nordbrasilien scheidet ob seines rein tropischen Klimas völlig aus. Die übrigen südamerikanischen Länder sind heute für erfolgreiche Siedlungspolitik noch nicht reif.

Deutsche Auswanderer, die sich in Südbrasilien ansiedeln wollen, benötigen außer den Reisekosten ein Anfangskapital von wenigstens fünfzehnhundert, im Gebiete der argentinischen Misones ein solches von zweitausend, im Chacogebiete viertausend und in Uruguay gleichfalls viertausend Mark. Ohne diese Anfangskapitalien besteht keine Aussicht, auf einen grünen Zweig zu kommen. Fehlt dieses Geld, so bleibt der Siedler der Schuldsklave seiner Kreditgeber.

Für Industriearbeiter besteht in jenen Ländern keine Aussicht, in ihrem Beruf eine lebenswürdige Existenz zu finden. Der deutsche Industriearbeiter ist für die ausländischen Verhältnisse nicht allein zu sehr spezialisiert, sondern seine Lebensansprüche sind auch zu hoch, um mit den dort vorhandenen Arbeitskräften erfolgreich konkurrieren zu können. Gut ausgebildete deutsche Handwerker, die eigenes Handwerkszeug besitzen und über gute Anpassungsgabe verfügen, finden leicht lohnende Arbeit. Der Mehrzahl gelingt es auch, sobald sie genügend landeskundig sind; sich selbständig zu machen.



Urwald, den der Ansiedler abholzen und abbrennen muß, um Kulturland zu gewinnen.

Hingegen werden alle Intellektuelle, Kaufleute und geistige Arbeiter, die nicht gewillt sind, oder denen es an

den notwendigen Körperkräften fehlt, um jede gebotene Arbeit auszuführen, die bittersten Enttäuschungen erleben. Ohne genügende Landes- und Sprachkenntnisse können sie nie hoffen, in eine bessere Stellung aufzurücken. Jeder aus diesen Kreisen muß sich von vornherein klar machen, daß in den wenig entwickelten Einwanderungsländern die körperliche Arbeitskraft mehr geschätzt wird, wie die des Geistesarbeiters. Seltene Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel.

Mittellose Auswanderer, die auf Unterstützungen der Regierungen in den Einwanderungsländern oder Hilfe von Privatunternehmungen rechnen, werden ausnahmslos bittere Enttäuschungen erleben. Keine Regierung gewährt heute den Einwanderern auch nur die geringste Unterstützung. Noch viel weniger denken Regierungen daran, deutschen Auswanderern „freie Ausreise" oder auch nur „Reisebeihilfen" außerhalb ihrer Landesgrenzen zu gewähren. Die einzige Ausnahme besteht im Staate São Paulo für die Kaffeepflanzungsarbeiter. Alle Anlockungen von unverantwortlichen Personen, die immer und immer wieder auftauchen und als Hauptköder „freie Ausreise" versprechen, sind ausnahmslos Bauernfänger, und alle derartigen Versprechungen sind Schwindel.

Wer überhaupt auswandern will, muß sich vor allen Dingen darüber klar sein, daß Auswandern gleichbedeutend ist mit „Entbehren" und „Entsagen" bei härtester Arbeit in den ersten Jahren. Nur der hat Aussicht, im Ausland vorwärts zu kommen, der gewillt und fähig ist, einige Jahre hindurch, unter Verzicht auf unsere Kulturerrungenschaften, ein arbeitsreiches, bescheidenes Leben zu führen.

Phantasten, Besserwisser, Unbelehrbare und vor allen Dingen jene, denen jede Arbeit ein Greuel ist, sind zur

Auswanderung völlig ungeeignet. Aus diesen Leuten rekrutieren sich hauptsächlich jene Rückwanderer und Entgleisten, die in den lächerlichsten Übertreibungen auf die Einwanderungsländer schimpfen.

Der Hauptfehler der deutschen Auswanderer ist der, daß die meisten unberaten die Heimat verlassen. Für solche Leute ist das Einwanderungsland nur ein geographischer Begriff. Gut volle siebzig vom Hundert der deutschen Auswanderer sind daher auch nur deshalb für das Ausland untauglich, weil sie an einer unheilvollen Weltfremdheit leiden und vom Ausland viel mehr erhoffen und verlangen, wie ihnen das beste Einwanderungsland bieten könnte.



Die Blockhütte der Holzfäller im Urwald.

Auf meiner letzten Reise fand ich den von mir immer vertretenen Standpunkt wieder bestätigt, daß, wer arbeiten will und kann, in den südamerikanischen Einwanderungsländern weder arbeitslos bleibt noch Hunger zu leiden braucht.

Die südamerikanischen Siedlungsgebiete erfordern heute, im Interesse der deutschen Volkswirtschaft, unbestritten größte Beachtung. Die Vereinigten Staaten mit ihren gesetzlich festgelegten und weiterhin noch zunehmenden Einwanderungsbeschränkungen kommen als Einwanderungsziel immer weniger in Betracht. So ist es auch mit Kanada, das lediglich dahin strebt, billige Landarbeiter ins Land zu ziehen, die nach der Aberntung gezwungen sind, ihre geringen Ersparnisse vom Sommer den Winter hindurch in den Städten zu verzehren und dadurch jeder Hoffnung entsagen müssen, jemals eine eigene Scholle erwerben zu können.

Für die deutsche Volkswirtschaft besteht auch keinerlei Interesse, durch deutsche Einwanderer die Bevölkerungszahl der Vereinigten Staaten von Nordamerika oder Kanadas zu vermehren, um dadurch der englischen und amerikanischen Industrie neue Hilfskräfte und Verbraucher zuzuführen.

Brauchbare deutsche Auswanderer mit geringeren Mitteln finden in Südamerika leichter eine zukunftsreiche Existenz wie in Nordamerika. Abgesehen davon, daß der Siedler in Kanada über ein Anfangskapital von mindestens zweitausend Dollar verfügen muß, während in Südamerika durchschnittlich zweitausend Mark genügen, muß er in Kanada volle sieben Monate, ob des harten Winters, tat- und arbeitslos dahindämmern. Im schroffsten Gegensatz dazu kann er im milden Klima Südamerikas das ganze Jahr hindurch seine Arbeitskraft nutzbar verwenden und dadurch in diesen Gebieten einer hoffnungsvolleren Zukunft entgegensehen.

Aber auch ohne diese Erwägungen bieten die Siedlungsgebiete auch kulturell für Deutschland größere Aussichten wie die in Nordamerika gelegenen, wo englischer

und amerikanischer Nativismus noch immer die absonderlichsten Zustände schaffen, die dem dort eingewanderten Deutschen oft genug das Dasein erschweren, wenn nicht völlig unmöglich machen.

Wirtschaftlich wie kulturell liegt es daher zweifellos im deutschen Interesse — alle rein politischen Erwä-



Die erste primitive Hütte eines Urwaldsiedlers.

gungen von vornherein ausgeschlossen —, geeignete südamerikanische Siedlungsgebiete mit Hilfe deutscher Auswanderer auszubauen. Der Ausbau und die Verbreiterung der Absatzmöglichkeiten jener Gebiete läßt sich dadurch erzielen, daß systematisch dahin gestrebt wird, die Bevölkerungszahl dort durch Hinlenkung deutscher Auswanderer zu vergrößern, zugleich aber der deutschstämmigen, bereits bodenständig gewordenen Bevölkerung die notwendige Blutauffrischung zuzuführen.

Daß unser Wirtschaftsleben heute ohne entsprechende

Auswanderung nicht gesunden kann, davon ist jeder sachlich unterrichtete Wirtschaftler überzeugt.

Durch das Versailler Diktat gingen Deutschland ohne die Abstimmungsgebiete vierzehn Prozent seiner Gesamtbodenfläche verloren, darunter fünf Millionen Hektar seiner landwirtschaftlichen Erzeugungsflächen, das sind vierzehneinhalb Prozent unserer gesamten landwirtschaftlichen Erzeugungsfläche überhaupt. Außerdem gingen sechsundzwanzig Prozent der Kohlen-, vierundsiebzig Prozent an Eisen-, achtundsechzig Prozent der Zink-, sechzehn Prozent seiner Getreide- und achtzehn Prozent seiner Kartoffelproduktion verloren.

Gleichzeitig stieg aber unsere Bevölkerungsdichte von hundertzwanzig auf hundertfünfunddreißig Menschen für den Geviertkilometer, die das heute weit über seine Kräfte überschuldete Deutschland nicht mehr in der Lage ist, zu beschäftigen und zu ernähren.

Eine bald erfolgende verstärkte Industrietätigkeit Deutschlands kann heute aus dem Grund nicht erwartet werden, da die Inflationszeit der Industrie die Mittel dazu geraubt hat und allgemeiner Kapitalmangel sie daran schwer behindert. Die folgenschwere Inflationszeit, gepaart mit der wirtschaftlichen Unfähigkeit der leitenden Kreise, hat die nutzbringende Kapitalneubildung, das Rückgrat jeder gesunden Volkswirtschaft, unmöglich gemacht. Diese Zustände hatten die Folge, daß dem deutschen Wirtschaftsleben nicht nur das notwendige Kapital zur Beschaffung neuer Produktionsmittel fehlt, sondern daß ihm vielfach sogar die Kraft zur Erhaltung der noch vorhandenen mangelt.

Das sind die Gründe, weshalb das Auswanderungsfieber immer und immer wieder bei uns zum Durchbruch kommt und alle Bekämpfungsmittel versagen. Für viele



Eine Ansiedlung im dritten Jahre.

ist die Auswanderung zwingend notwendig geworden. Die Ursache, die den Deutschen heute zum Auswandern treibt, ist lediglich wirtschaftlicher Natur. Unser Vaterland ist leider nicht mehr in der Lage, all seinen Bewohnern ausreichend Arbeit und Brot zu gewähren. Deutschland muß daher aus der Not eine Tugend zu machen suchen und eine für unser Wirtschaftsleben wirkungsvolle Auswandererpolitik betreiben.

An der Spitze aller südamerikanischen Siedlungsgebiete stehen die brasilianischen Staaten Rio Grande do Sul und Santa Catharina. Der erste dieser Staaten blickt heute auf eine hundertjährige deutsche Siedlertätigkeit zurück. Dort haben viele Tausende deutscher Einwanderer und ihre Nachkommen eine neue Heimat und lebenswerte Existenz gefunden. In diesem Staat findet man wohlgepflegte Bauernhöfe, sowie solche von Kleinsiedlern, die denen Deutschlands gleichwertig sind. Der Nachwuchs der alten Kolonien drängt weiter nach den noch nicht besiedelten Urwaldbezirken, macht sich dort seßhaft und leistet als Pionier dem Lande wie der Menschheit große Dienste. Auch ältere Ansiedler verkaufen heute vielfach ihre Heimstätten, um mit ihren erwachsenen Kindern wieder Urwaldbauern zu werden. Viele verlassen ihre Scholle aber auch deshalb, weil die bisher daran betriebene extensive Wirtschaft keine sichere Rechnung mehr zuläßt, sie aber nicht imstande oder willig sind, intensive Landwirtschaft zu betreiben. Vermögende deutsche Auswanderer fänden daher gute Gelegenheiten, verhältnismäßig billig eine fertige Wirtschaft mit totem und lebendem Inventar zu erwerben. Ähnlich liegen die Verhältnisse im Staate Santa Catharina.

In Europa macht man sich von der Arbeit und dem Leben eines Urwaldsiedlers noch immer durchaus falsche



Die Siedlung einer deutsch-brasilianischen Familie, die sechzehn Köpfe zählt.

Vorstellungen. Gewiß, die Leute müssen in den ersten Jahren schwer arbeiten und auf vieles verzichten, was wir als Kulturgenüsse anzusehen gewohnt sind. Ich habe aber noch keinen Kolonisten im Urwald gesehen, der, nachdem die schweren ersten Jahre überwunden sind, nicht sein reichliches Auskommen gefunden hätte. Überarbeiten brauchen sich die Siedler dann nicht mehr; sie führen durchweg ein beschauliches Dasein und erübrigen jedenfalls im Lauf der Jahre mehr, wie in der deutschen Heimat.

Was den Verzicht auf sogenannte Kulturgenüsse betrifft, mag dahingestellt bleiben, was leichter ist, im Urwald darauf zu verzichten, weil man sie dort nicht haben kann, oder in Deutschland darauf verzichten zu müssen, weil der Verdienst nicht ausreicht, sich solche Genüsse zu verschaffen.

Reist man heute durch die brasilianischen Südstaaten mit offenen Augen, so findet man überall die Söhne und Töchter, sowie die Enkel ehemals vermögensloser deutscher Einwanderer in auskömmlichen, ja oft sogar glänzenden Vermögensverhältnissen.

Großhandel und aufstrebende Industrie ruht in jenen Staaten hauptsächlich in den Händen von Nachkommen einst vermögensloser deutscher Einwanderer. Deutsche Tüchtigkeit und andauernder Fleiß haben aus den einstigen Urwaldstaaten blühende Gefilde, Ortschaften und Städte geschaffen, wie sie in der Welt nicht leicht wieder zu finden sind.

Am deutlichsten trat der Einfluß des Deutschtums und der Erfolg deutscher Schaffenskraft 1924 zutage, als in Porto Alegre, São Leopoldo, Neu-Hamburg und an vielen anderen Orten, die ihre Entstehung meist deutschen Einwanderern verdanken, die Hundertjahrfeier zum

Andenken an die Landung der ersten deutschen Einwanderer festlich begangen wurde. Viele Tausende waren zusammengeströmt, alles Deutsche, oder doch Leute deutscher Abstammung.

Aber nicht nur der deutsche Auswanderer, wenn er sich vor keiner Arbeit scheut, sowie Leute, die über mindestens



Eingeborene Siedler im argentinischen Chaco.

fünfzehnhundert Mark verfügen, dürfen in Südbrasilien einer hoffnungsvollen Zukunft als Ansiedler oder Gewerbetreibende entgegensehen, sondern das gesamte Gebiet ist für den deutschen Außenhandel als ausgedehntes Betätigungsfeld bedeutsam.

Seit dem Krieg hat sich die Marktlage dort allerdings wesentlich verschoben; während dieser Jahre und durch die Folgewirkungen des Krieges ist das Land industriereif geworden. Viele Waren, die man vorher noch ein=

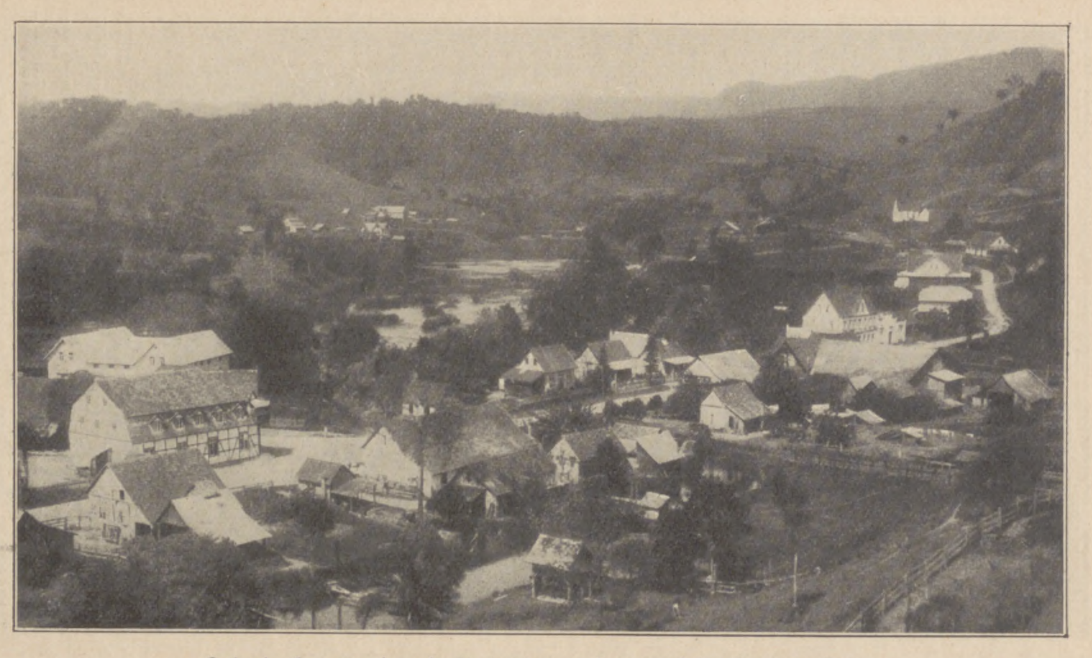
führte, werden heute in guter Qualität im Lande hergestellt. Die meisten aller in der aufstrebenden Industrie beschäftigten Maschinen sind aber deutscher Herkunft. Leider macht sich dabei oft der Mißstand bemerkbar, daß sie meist von ungenügend ausgebildeten Arbeitern bedient werden müssen; dadurch erreichen die Maschinen nicht ihre volle Leistungsfähigkeit, ebenso erfolgt auch ihre Abnützung rascher, wie dies bei sachgemäßer Behandlung der Fall sein würde.

Während des Weltkrieges fand sich der deutschstämmige Teil dieses Landes wieder mehr zum Deutschtum zurück, und heute ist man sich der deutschen Abstammung völlig bewußt. Dieser günstige Augenblick sollte von Deutschland sowohl wirtschaftlich als auch kulturell zielbewußt ausgenützt werden, indem dafür gesorgt würde, daß dem dortigen Deutschtum die so dringend benötigte Blutzufuhr in umfangreichem Maße zugeführt wird.

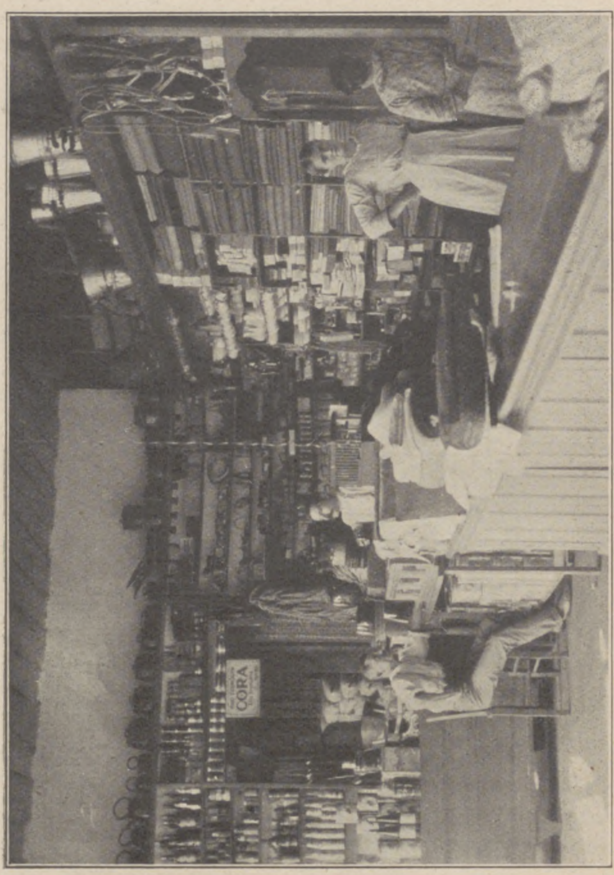
Deutschlands Wirtschaftsleben bietet sich zurzeit in Südbrasilien eine selten günstige Gelegenheit, praktische Wirtschaftspolitik zu treiben, die Dauererfolge verspricht.

Der in Deutschland heute grassierende Auswanderungsdrang braucht von Handel und Industrie nur in richtige Bahnen gelenkt zu werden, um die Auswanderung statt als Verlust als Aktivposten buchen zu können. Deutschlands Außenhandel verdankte schon vor dem Weltkrieg in erster Linie sein Aufblühen dem Auslandsdeutschtum, also den Auswanderern früherer Zeiten. Deutschlands Warenumsatz wird aber auch jetzt und künftig im Ausland wieder im gleichen Umfang zunehmen, wie die Waren durch seine Auswanderer und die Auslandsdeutschen verlangt und verbreitet werden.

Als nächst günstiges südamerikanisches Siedlungs-



Kolonie Hammonia mit Stadtplatz nach zwanzigjährigem Bestehen.



Inneres eines Kaufladens in einer Kolonie in Südbrasilien.

gebiet muß das argentinische Territorium Misiones und Paraguay soweit es an den oberen Paranafluß grenzt gelten. Auch hier herrscht fruchtbarer Urwaldboden vor, der teilweise sogar tiefgründiger ist wie im angrenzenden Brasilien. Das argentinische Misionesgebiet



Alte Ansiedlung nach dreißigjährigem Bestehen.

ist erst in den letzten Jahren der Kolonisation zugänglich gemacht worden. Abgesehen von einigen dort bestehenden Kolonien, wie Eldorado, Puerto Rico und Monte Carlos, befinden sich große Landstrecken leider auch hier in Händen argentinischer Großgrundbesitzer. Der Verderb Argentiniens als Einwanderungsland ist der, daß die besten Ländereien sich im Besitz von Großgrundbesitzern befinden, die damit Wucherspekulation treiben. Zurzeit arbeitet der argentinische Ackerbauminister zwar ernsthaft daran, den Bodenwucher auszuschalten und die brachliegende große Landstrecke der Besiedlung zuzuführen, ob er aber mehr Glück dabei haben wird, wie verschiedene seiner Vorgänger, muß man abwarten. Tatsache ist, daß der argentinischen Regierung nur geringe Landstrecken für Siedlungszwecke zur Verfügung stehen, von denen die wenigsten als erstklassig gelten dürfen.

Das Argentinien gegenüber liegende Ufer des Alto Parana gehört Paraguay. Hier bestehen ältere deutsche Ansiedlungen, wie Hohenau und andere. In ihrer Nähe finden neue Landsucher nur selten geeignete Siedlerstellen. Die einzige Kolonie, die heute dort vorankommt, ist Mayntzhusen. Viele günstige Ländereien gehören auch hier auf paraguayischer Seite Großgrundbesitzern und Bodenspekulanten. In letzter Zeit erwarben auch dort argentinische Spekulanten größere Landstrecken.

Im argentinischen Chacogebiet sind die Ländereien verschieden. Meist sind sie eben, der Boden fruchtbar und nur da und dort mit dem typischen dornigen Chacowald bestanden. Das gesamte Chacogebiet, soweit es sich für Besiedlung eignet, ist regenarm. Der Ansiedler muß sich nach den Niederschlägen richten, wenn er Aussicht auf Erfolg haben will.

Auch in Uruguay sind die Preise für Land fast uner-

schwinglich hoch. Der Landesregierung ist es aber doch gelungen, einige Ansiedlungen von Deutschen zu ermöglichen und lebensfähig zu gestalten. Diese Regierungstätigkeit stützt sich auf das Ariasgesetz, das den Namen des Ackerbauministers trägt. Nach dem Kernpunkt des Gesetzes ist die Regierung ermächtigt, geeignete Ländereien zum Zweck der Besiedlung zu enteignen. Die staatliche Hypothekenbank kann Ländereien bis zu achtzig Prozent ihres Wertes beleihen. Es handelt sich dabei um langfristige Kreditgewährung der uruguayischen Hypothekenbank an die Ansiedler, wobei allerdings eine fünfzehnprozentige Anzahlung des Landwertes vom Ansiedler geleistet werden muß. Am Quegua, in der Nähe von Paysandu wurde eine Kolonie angelegt. Der Kaufpreis für den Hektar beträgt dort hundert Pesos. Die Weiterentwicklung der Kolonisationstätigkeit der uruguayischen Regierung muß jedoch erst abgewartet werden, ehe sich darüber ein endgültiges Urteil fällen läßt.

Buchstabenrätsel

Seid ihr, wie's Wort mit „f" besagt,
So seid ihr frei und unverzagt.
Mit „k" da bringt es Not und Leiden
Und führt mitunter gar zum Scheiden.
Jedoch das Wort mit „t" erlabt,
Wenn ihr zu rechter Zeit es habt.

Homonym

Von Waffenlärm ertöne ich;
Doch suchst du auf alltäglich mich.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Zigeunergeschichten

Von Joseph Blau

Da, wo sich die letzten welligen Ausläufer des slowakischen Erzgebirges mit der großen ungarischen Tiefebene berühren, nahe an der neuen Staatsgrenze zwischen Magyarien und der Tschechoslowakei, saß ich an einem Sommerabend im Kreis einer gastlichen Familie vor dem Schloß. An den Bäumen hingen bunte Papierlampen, aus dem Dorf tönte Zigeunermusik herauf, und von fernher hörte man stoßweise das unheimliche Gebrüll des erst vor nicht langer Zeit erbohrten Geisers von Ipoly Nyitra. Nach dem Nachtmahl tranken wir den bekömmlichen Sauerbrunnen des Ortes, gossen anfangs etwas Wein in den perlenden Trank, bis wir allmählich nur etwas Wasser in den Wein träufelten; immer weniger und weniger, denn zum Sauerbrunnen war weit ins Dorf hinunter und der Keller lag so nahe. Die Damen des Hauses schnitten die letzten Melonen auf, und die Jugend knabberte an gekochten Maiskolben.

Man sprach über den Kommunistenaufstand, dessen Spuren in der Gegend damals noch in den Fluren und an vielen Bauten zu sehen waren. Auch vom Krieg wurde erzählt, und wir schweiften allmählich weit zurück in die wilde Türkenzeit, denn an die erinnerten die Burgtrümmer auf dem steilen Zuckerhutberg von Filakovo, die wir bei Tage erstiegen hatten. Ein grausamer Pascha hatte hier gehaust.

Dann gerieten wir endlich auf Zigeunergeschichten; ihr Held war immer Fero Tschintschurinek, der Patriarch des Zigeunerviertels von Filakovo. Das mußte ein Teufelskerl sein, bald dumm und stier, bald schlau und verschlagen, demütig und frech, aber stets geistesgegenwärtig und immer Herr des Augenblicks, der wahre „Überall-

und nirgends", der am meisten dann auftauchte, wenn irgendwo von ihm die Rede war.

Ich habe mir nicht alle Geschichten gemerkt, aber einige seiner Streiche kann ich doch noch erzählen, aus der hervorgeht, was für ein guter Rechtsfreund Fero war.

Der slowakische Kochlöffelschnitzer Ondrej, der da oben in den Waldeinöden daheim ist, hatte Fero zum Gevatter. Ondrej zog mit seinen Holzwaren aus weißem Ahorn auf alle Märkte der umliegenden Städte. Wenn er von einem Markt heimkehrte, trank er in der Schenke des hinkenden Schmul immer ein Gläschen Branntwein.

Einmal mußte Ondrej in aller Frühe, ohne eine Morgensuppe gelöffelt zu haben, fort auf einen entfernten Markt. An seiner Ware hatte er schwer zu tragen, weil er aber heute der einzige Schnitzer auf dem Platz war, verkaufte er seine Kochlöffel, Quirle und Mehlschaufeln rasch und zu guten Preisen. Auf dem Weg zum Markt war er, weil ihn hungerte, wieder bei Schmul eingekehrt und hatte sich da zwei Eier kochen lassen, war sie aber schuldig geblieben.

Auf dem Rückweg vergaß er, die Eier zu bezahlen. Monat um Monat verging; aus den Monaten wurden Jahre und die Eier waren immer noch nicht bezahlt. Nach sieben Jahren mahnte Schmul den Löffelschnitzer an seine Schuld: „Nun, Onthrej, wann wirst thu mir die zwei Eier bezahlen, die thu phei mir gekhessen hast?"

„Was für zwei Eier, Schmul?"

Da erinnerte ihn der Wirt an jenen Morgen, an dem Ondrej ohne Frühstück zu Markt gezogen war.

Nun griff sich Ondrej an die Stirn und sagte: „Ihr habt recht, Schmul, ich habe ganz darauf vergessen. Aber nichts für ungut; da habt Ihr einen Sechser; rechnet die Eier ab und gebt mir noch ein Gläschen."

Da schlug Schmul seinen Kaftan auf, steckte die Daumen in die Achseln der Weste und sagte: „Nein! Was tu ich mit dem Sechser? Was soll mir der Sechser?“ Er nahm ein Stück Kreide und schrieb Zahlen auf die Tischplatte und rechnete: „Aus den zwei Eiern wären geworthen zwei Hühner; wenn die hätten in einem Jahr nur hunthert Eier gelegt; aus denen wären geworthen hundert Hühnchen!“

So rechnete er dem lieben Ondrej die Früchte dieser sieben Jahre weiter vor und brachte so viel Geld heraus, das der Mann sein Leben lang nicht imstande gewesen wäre zu bezahlen. „Aber weil ich ein Herz hab’, geb’ ich mich zufrieden mit hunthert Gülden!“

„Den Teufel kriegst du und keine hundert Gülden!“ schrie der erzürnte Holzschnitzer und lief fort.

Der Schenker ging zu Gericht und verklagte den armen Ondrej um hundert Gulden.

Der Schnitzer ging am bestimmten Tag in die Stadt und ließ unterwegs den Kopf hängen, denn er wußte nicht, wie er gegen den beredsamen Juden aufkommen sollte.

Auf dem Marktplatz traf er seinen Gevatter, Fero Tschintschurinek, der fragte ihn, was er in der Stadt wolle und warum er dreinschaue, als ob ihm die Hühner das Brot gefressen hätten.

Ondrej erzählte ihm den Streitfall.

Der Zigeuner sagte: „Wißt Ihr was, Gevatter, nehmt mich zum Fiskal, dann gewinnt Ihr den Prozeß!“

Ondrej ging dann in das Gerichtshaus, und Fero blieb vor der Tür des Saales stehen. Drinnen brachte der Jude seine Klage vor, rechnete seinen Schaden aus und verlangte, der Richter solle ihm die hundert Gulden zusprechen.

Der Löffelschnitzer sagte, er habe eine schwere Zunge und könne sich selber nicht gut wehren, der Herr Richter möchte nur einen kleinen Augenblick warten, sein Fiskal werde gleich kommen.

Da fragte der Richter erstaunt: „Was, Ihr habt einen Advokaten?"

„Ja, er muß gleich da sein!"

Der Fiskal aber kam nicht, und dem Richter war das Warten schon zuwider. Da stürzt im letzten Augenblick Fero ganz atemlos zur Tür herein und sagt: „Ich bitte untertänigst um Entschuldigung, Richter-Baczi, daß ich mich ein wenig verspätet hab'. Ich bin der Fiskal dieses braven Mannes!" Dabei deutete er nach seinem Gevatter.

Da mußte der Richter lachen und sagte: „Du bist mir ein schöner Fiskal und bleibst so lang aus!"

„Großmächtiger Herr, ich hab' gerade Erbsen gekocht und die wollten mir gar nicht weich werden, ich will sie nämlich aussäen!"

„Aber nein! Hat jemand je solchen Unsinn gehört: Wer wird denn gekochte Erbsen aussäen! Die keimen ja nicht!"

„Großmächtiger Herr Richter-Baczi! Wenn meine gekochten Erbsen nicht mehr aufgehen, wie hätten dann aus den gekochten Eiern des Schmul Hühnchen werden sollen?"

Da gab der Richter dem Zigeuner recht, wies die Klage des Schmul ab und verurteilte ihn noch zur Zahlung der Kosten. Dann lobte er den schlauen Fero noch über den grünen Klee, weil der als Fiskal seine Sache so trefflich gemacht hatte.

Pali, der Erzähler, schenkte sich ein Glas voll. Sein Neffe Lorand fragte: „Wie war denn die Geschichte, Pali-Baczi, mit der Gans, die er dem Pfarrer stibitzte?"

„Ja, die Geschichte von der Gans! Also hört, tessek! Da war einmal ein Pfarrer in Fülek, der lebte mit seinem Nachbar in Perscha in bester Freundschaft. Einmal schickte er ihm drei gebratene Gänse, und der Spitzbube Fero mußte sie hintragen. Er bekam auch einen Zettel mit, auf dem stand geschrieben: ‚Mein liebes Freundchen, hier schicke ich Dir zu Deinem Namenstag drei gebratene Gänse.‘

Auf dem Weg marterte den armen Fero der Geruch der gebratenen Gänse so schrecklich, daß er sich niedersetzte und eine von ihnen Stück für Stück verspeiste. Auf der Pfarre gab er den Korb ab und richtete auch die Grüße getreulich aus. Dann wartete er noch auf ein Trinkgeld für den weiten Weg. Aber der Herr Pfarrer sagte zu ihm: ‚He, Fero! Der hochwürdige Herr schreibt da, daß er drei Gänse schicke!‘

‚Freilich drei!‘“

Dabei ahmte Pali die Stimme und das blöde Geschau des Zigeuners nach und ließ den Kopf seitlich hängen.

„Dann schrie er wieder herrisch: ‚Ja, du hast aber nur zwei gebracht?‘

‚Freilich nur zwei, hochwürdiger Herr Pfarrer!‘

‚Wo hast du die dritte?‘

‚Hier!‘“

Der Erzähler schlug sich demütig an die Brust, aber schon mehr gegen die Magengegend.

„‚Aber schau, du hast ja nur zwei!‘

‚Ja freilich, zwei!‘

‚Du solltest aber doch drei haben!‘

‚Ja, drei!‘

Weil der Pfarrer sah, daß er mit dem dummen Kerl so nicht weiterkäme, wollte er deutlicher mit ihm reden.

‚Also schau, du blöder Kerl, der Herr Pfarrer hat dir drei Gänse mitgegeben; eine für mich, eine für meine

Wirtschafterin und eine für dich; du hast aber ja nur zwei!'"

,Nun eben, gnädiger Herr, ganz recht! Weil ich die meine schon auf dem Wege gegessen hab'!'

Dann grüßte er und husch ging's davon!"

Der Hausherr sagte: „Da weiß ich ein anderes Stücklein vom Fero, das ist unserem Nachbar Lendjer passiert. Es ist die Geschichte vom schönen Traum."

„Kerem, kerem, erzählen!" riefen wir alle.

Der alte Boczary legte seinen Glimmstengel weg und fing an: „Da ging einmal Fero mit einer Stockhaue über der Schulter durch die Felder gegen Rapovce. Er war schon außerhalb unserer Flur und sah den Herrn Lendjer mit der Flinte beim Erdäpfelacker stehen. Da sprang auf einmal ein Hase heraus und der Nachbar zielte nach ihm. Da riß Fero seine Haue von der Schulter und zielte auch. Als Lendjer losdrückte, schrie der Zigeuner aus allen Kräften: ,Bum, bum! Er liegt schon, ich hab' ihn getroffen!'

Er sprang ins Feld und wollte den Hasen nehmen. Lendjer, ganz erstaunt, rief: ,He, Zigeuner! Wirst du den Hasen liegen lassen? Du hast ihn ja doch mit deiner Stockhaue nicht erschossen, mein' ich?'

Aber Fero antwortete keck: ,Edler Herr! Wenn das Glück will, geht auch die Stockhaue los! Und die meine ist losgegangen und hat den Hasen totgemacht, ganz tot! Darum gehört er mir!'

Dem Herrn machte das Spaß und er sagte zum Zigeuner: ,Weißt du was? Ich nehme den Hasen mit, denn ich lasse mir von dir nichts vormachen; aber ich lasse ihn noch heute braten. Wer von uns beiden heut nacht den schöneren Traum hat, dem gehört morgen der gebratene Hase!'

,Ach, edler Herr, Sie haben es leicht, schöne Träume

zu haben, Sie liegen in einem weichen, warmen Bett und speisen vorher ein feines Nachtmahl; aber ich armer Zigeuner, der hungrig schlafen geht und in einer armseligen Hütte auf der bloßen, harten Erde schlafen muß! Wie kann mir was Gutes träumen?'

‚Nun so komm mit mir. Du kriegst ein gutes Nachtmahl und ein weiches, warmes Bett, damit du auch einen schönen Traum haben kannst.'

So sprach Herr Lendjer, das ist ein Mann voll Humor und versteht einen Spaß.

Da gingen sie also miteinander in den Edelhof. Der Herr gab den Hasen der Köchin und sagte ihr, sie solle ihn noch diesen Abend braten. Der gute Fero saß beim Herd, machte der Köchin Späne und schwatzte ihr allerlei dummes Zeug vor und sah ihr aufmerksam zu, wie sie den Hasen herrichtete, spickte, in die Pfanne tat und briet. Fero atmete wohlig den köstlichen Duft ein, und es rann ihm das Wasser im Mund zusammen. Für sein Leben gern hätte er gleich ein Stücklein davon gegessen.

Nach dem Nachtmahl machte ihm die Köchin auf einer breiten Bank im Gesindezimmer das Bett, wie es ihr der Herr befohlen hatte, damit Fero gut schlafen möge.

Kaum lag Fero auf der Bank, da tat er schon, als ob er schliefe; mit den Augen blinzelnd, verfolgte er, was die Köchin mit dem Hasenbraten anfing. Sie stellte ihn endlich samt der Pfanne in den Ofen der Gesindestube und legte sich dann schlafen.

So um Mitternacht stand der Kerl auf, zog leise den Hasen aus dem Ofenrohr und aß ihn auf, bis nur die Knochen übrig waren. Dann leckte er noch die Pfanne aus und schlief wieder weiter bis zum Morgen.

Als der Herr in der Frühe in die Gesindestube kam, rieb sich der Zigeuner gerade den Schlaf aus den Augen.

‚Nun, Fero,‘ sprach Herr Lendjer, ‚erzähl’, was dir Hübsches geträumt hat!‘

Der schlaue Zigeuner sagte: ‚Ach, edler Herr, es schickt sich, meine ich, nicht für einen armen Zigeuner, zuerst zu reden und nicht dem Herrn das Wort zu lassen. Wolle lieber der gnädige Herr vorher erzählen, was ihm geträumt hat. Dann erst soll die Reihe an mich kommen!‘

‚Nun gut, so will ich anfangen und erzählen, was mir geträumt hat. Ich war in einem wunderschönen Garten. Rund um mich herum standen lauter duftende Rosen, und eine goldene Leiter sah ich da, die war bis hoch oben am Himmel angelehnt. Und auf der goldenen Leiter bin ich bis in den Himmel hinaufgestiegen.‘

‚Schau, schau, gnädiger Herr,‘ sagte da Fero ganz aufgeregt, ‚mir hat ganz dasselbe geträumt, und ich hab’ es auch mit angesehen, wie der gnädige Herr in den Himmel hinaufstieg, und da habe ich mir gesagt: Schau, Fero, wenn der gnädige Herr im Himmel droben ist, so kommt er mein Lebtag nimmer auf die Erde herunter; darum stand ich auf, ging hin und aß den Hasen auf, denn Sie hätten ihn ja so nimmer essen können.‘

Die kluge Ausflucht gefiel dem Herrn Lendjer so gut, daß er dem Fero noch eine ganze Speckseite geben ließ. Dann aber schickte er ihn heim und sagte zu ihm: ‚Untersteh’ dich aber nimmer, mir mit deiner Stockhaue Hasen zu schießen, sonst lasse ich dich auskarbatschen!‘“

Nachdem genug gelacht worden war, meldete sich Kalman-Baczi, ein lustiger Junge: „Ein Geschichtchen erzählt man auch, das könnte man heißen ‚Die Macht der Töne‘, aber es ist sicher eine Münchhausiade. Unser Fero kann eben alles. Es ist die Geschichte, wie Fero die Würmer aus dem Käse trieb.

Fero ging einmal mit seinem Vetter Imre aus einem Dorf heim; sie hatten dort zum Tanz aufgespielt und jeder einen schönen Batzen Geld verdient; darum kehrten sie in der Schenke des hinkenden Schmul ein und ließen sich einen Teller Käse bringen. Der Jude wußte, daß sie von einer Hochzeit kamen und zahlen konnten. Darum war er flink zur Hand. Der Käse war aber schon alt, unsauber und so madig, daß er von Würmern wimmelte.

‚Mhm, ist das ein Mordskäse! Der rührt sich ja, als ob er lebendig wäre,' sagte Imre. ‚Wenn ich den so hineinäße, wie er ist, würde er mir ja wieder aus dem Hals kriechen!'

‚Warte nur, Imre-Baczi,' sagte Fero, ‚ich will die Würmlein bald ausgetrieben haben!'

Dabei schob er die Geige unters Kinn und begann auf den Enden der Saiten hinter dem Stege zu fiedeln, daß das Gezwitscher und Gequietsche greulich anzuhören war. Da schleuderten sich die Würmlein wie besessen hin und her, steckten die braunen Köpflein in die Höhe, krochen auf den Tellerrand, drehten sich da, hüpften und tanzten, bis sie über den Rand hinunterfielen und bald alle draußen lagen.

‚Siehst du, wie sauber jetzt der Käse ist?' jubelte Fero freudig, und sie machten sich nun zu zweit über ihn her.

Als es dann zum Zahlen kam, rissen sie dem Wirt einen Zwanziger ab für den lebendigen Kranz rund um den Teller; für die Maden wollten sie nichts zahlen."

Die Hausfrau hatte die Kinder längst zu Bett gebracht; sie kam aus dem Haus und mahnte zum Schlafengehen: „Hört doch mit den Zigeunergeschichten auf, sonst kommt der alte Fero noch selber daher und bringt seine Bande mit. Und wenn die zu spielen anfangen, springen mir

am Ende noch die Kinder aus den Betten und dann ist's aus mit der Ruhe!"

Wir redeten noch eine Weile leise fort, bis die Lichter auf den Bäumen völlig erloschen. Hie und da glühte noch ein Licht vom Dorf herauf und aus der Ferne erscholl lauter als bei Tage das stoßweise Gebrüll des Geisers von Ipoly-Nyitra.

Heimkehr

Vor der Türe meiner Lieben
Häng' ich auf den Wanderstab;
Was mich durch die Welt getrieben,
Leg' ich ihr zu Füßen ab.

Wanderlustige Gedanken,
Die ihr flattert nah und fern,
Fügt euch in die engen Schranken
Ihrer treuen Arme gern.

Was uns in der weiten Ferne
Suchen hieß ein eitler Traum,
Zeigen uns der Liebe Sterne
In dem traulich kleinen Raum.

Schwalben kommen hergezogen,
Setzt euch, Vöglein, auf mein Dach!
Habt euch müde schon geflogen,
Und noch ist die Welt nicht wach.

Baut in meinen Fensterräumen
Eure Häuschen weich und warm!
Singt mir zu in Morgenträumen
Wanderlust und Wanderharm!

Wilhelm Müller.

Das Germanische Museum von Harvard in den Vereinigten Staaten von Nordamerika

Von Friedrich Franz von Conring
Mit 1 Bild

Nur wenigen wird es bei uns bekannt sein, daß es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in Harvard ein Germanisches Museum gibt.

Dieses Museum, eine Stiftung des Bierbrauers Busch, stand 1914 bei Kriegsausbruch im Rohbau fertig und sollte nach dem in so vieler Hinsicht verhängnisvollen und beklagenswerten Friedenschluß in ein keltisches Museum umgewandelt werden. Glücklicherweise ist dies jedoch verhindert worden, und der bekannte deutsche Architekt Bestelmayer kam schließlich doch dazu, das begonnene Werk auch vollenden zu dürfen.

Wenn es das Verdienst von Busch ist, den Bau des Museums durch seine Stiftung von Geld ermöglicht zu haben, so war es Kuno Franke, ein Amerikaner deutscher Herkunft, der als der geistige Vater dieser Schöpfung zu gelten hat. Die deutschen Museen haben das ihrige dazu beigetragen, um dem amerikanischen Museum Abgüsse von den Originalen deutscher Meisterwerke zu verschaffen.

Prinz Heinrich brachte seinerzeit eine große Zahl dieser in Deutschland hergestellten Kopien nach Amerika hinüber, die nun in Originalgröße in dem prachtvollen Bau untergebracht worden sind.

In den Räumen des Museums suchte man durch die Aufstellung geeigneter Sammlungsgegenstände die Entfaltung der Kultur und Kunst zu vermitteln, die sich in Deutschland seit der ersten Berührung mit den großen

Völkern des Altertums, besonders seit der Römerzeit, bis auf den heutigen Tag vollzog.

In den Sammlungen sind Zeugen dieser Entwicklung aus der Vor-Karolingerzeit, der monumentalen deutschen Plastik des Mittelalters und der Renaissance, so-



Der stattliche Bau des Germanischen Museums von Harvard in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

wie deutsche Metallkunstwerke vom zwölften bis zum achtzehnten Jahrhundert untergebracht.

Um ein Bild von der Art der germanischen Stämme zu geben, wie es in Kunstwerken der Römer hinterlassen wurde, fanden als älteste Denkmale eine Reihe von Reliefs der Marc-Aurel-Säule in Rom Aufstellung. Bekanntlich sind auf dieser Säule Szenen aus dem Krieg der Römer gegen die Markomannen dargestellt. Von norddeutschen Altertümern findet sich im Museum ein

Modell des Nydambootes, das dicht bei einem fränkischen Krieger steht. Das Original dieses Bootes steht im Museum vaterländischer Altertümer in Kiel. Es wurde 1863 aus einem Torfmoor in der Nähe des kleinen Städtchens Nydam am Flensburger Hafen gehoben. Es scheint, daß das Boot aus dem fünften Jahrhundert nach Christus stammt. Wahrscheinlich wurde es bei einem Kampf mit einem feindlichen Stamm dort als Opfergabe für die Götter versenkt. Da es in der Nähe des Stammsitzes der Angeln gefunden wurde, nimmt man an, daß die Angeln und Sachsen einst auf ähnlichen Booten nach England gefahren sind.

Den Hintergrund für die Sammlung von Abgüssen monumentaler deutscher Bildhauerkunst aus dem Mittelalter und der Renaissance bilden etwa zweihundert große Photographien, die vor dem Kriege fast alle in der Königlich Preußischen Meßbildanstalt in Berlin hergestellt worden sind. Diese technisch sorgfältig hergestellten Photographien vermitteln eine verläßliche Anschauung von Außen- und Innenansichten der hervorragendsten Kirchen, Schlösser, Ratsgebäude und Gildenhäuser und charakteristischer Privatbauten. Von der Hohkönigsburg, die im Breuschtal im Elsaß liegt, die den mittelalterlichen Stil am reinsten verkörpert, ist ein schönes Modell vorhanden.

Aus Hildesheim, das seine ältesten baukünstlerischen Anlagen dem Bischof Bernward (992—1022) verdankt, befindet sich dort in natürlicher Größe der Abguß der im Jahre 1015 vollendeten Bronzetüre vom Hildesheimer Dom und die berühmte Bernwardsäule. Die acht Felder, in welche die Türe geteilt ist, enthalten plastisch gestaltete Szenen aus dem Anfang des Alten Testaments. Die Bernwardsäule ist mit Reliefs geschmückt, die das

Leben Christi in achtundzwanzig Szenen veranschaulichen. An der Arbeit dieser Säule läßt sich der Einfluß der römischen Säulen des Trajan und des Marc Aurel erkennen.

In anderen Räumen befinden sich Modelle des Goldenen Tores von Freiburg, des Altarschreines von Naumburg und plastische Bildwerke aus dem Dom von Bamberg und dem Straßburger Münster.

Der Chorschrank der Michaeliskirche in Hildesheim, der aus dem zwölften Jahrhundert stammt, ist ebenfalls vertreten. Unter anderem ist auch ein Abguß des Sarkophages Heinrich des Löwen aus der Braunschweiger Kathedrale aufgestellt worden. Es würde zu weit führen, die Menge der im Harvardmuseum stehenden Abgüsse bedeutender Werke anzuführen, wovon jedes in seiner Weise Erinnerungen an ganze Epochen deutscher Geschichte wachruft.

Viele Skulpturen vom Straßburger Münster, die im Museum Aufnahme gefunden haben, können den geschichtlich höchst oberflächlich unterrichteten Amerikanern heilsam vor Augen führen, daß Straßburg viele Jahrhunderte vor dem Raub Ludwig XIV. eine deutsche Stadt gewesen ist.

Aus Straßburg sind hauptsächlich Bildwerke von der Westfassade vorhanden; unter ihnen die bekannte Allegorie: „Die Tugend besiegt das Laster", und Darstellungen der klugen und der törichten Jungfrauen. Diese Werke stammen zum größten Teil aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Aus der Renaissancezeit ist außer vielem anderen auch das Modell der Tür des Hirschvogelsaales und ein an der Decke aufgehängter Drachenleuchter zu sehen. Beide Originalwerke befinden sich in Nürnberg, das so reiche

Schätze aus früheren Jahrhunderten nicht nur in seinen Museen birgt.

In einem anderen Raum fand Andreas Schlüters Denkmal des Großen Kurfürsten Aufstellung. Georg Schadow ist mit dem Denkmal Friedrich des Großen vertreten. Es ist gleichfalls ein Abguß vom Original.

Da im Germanischen Museum zu Harvard geschichtlich bedeutende Schöpfungen in Modellen vorhanden sind, die sich in den Originalen in Deutschland an vielen Orten finden, bietet dieses amerikanische Museum einen höchst wertvollen Sammelplatz deutscher monumentaler Kunst aus allen Jahrhunderten, der in so geschlossener Weise nirgends in der Welt zu sehen ist. Wenn das Museum zunächst seine Aufgabe darin sieht, das Bedeutendste von deutschem Schaffen zu Studienzwecken aufzustellen, so wird doch auch mancher Laie die Räume nicht ohne Gewinn besuchen. Den Auslandsdeutschen, die nicht alle in der Lage sind, das alte Heimatland zu bereisen, ist dort gleichfalls Gelegenheit geboten, zu sehen, was deutsche Kunst geschaffen hat.

Die anfänglich gestiftete Summe von fünfundzwanzigtausend Dollar ist glänzend angelegt, und ein unvergängliches Werk zu Deutschlands Ruhm und Ehre geschaffen worden. Das Germanische Museum in Harvard wird in seiner augenblicklichen Gestalt hoffentlich nicht abgeschlossen sein. Man wird sich bemühen, die Sammlungen weiter zu bereichern und so eine Stätte schaffen, die durch ihre Werke geeignet ist, Deutschland als altes Kulturland Europas zu erweisen. Wie es heute in der Welt aussieht, müssen wir für alles dankbar sein, was geeignet erscheint, unsere während der Weltkriegszeit planmäßig verlästerte Nation in ein Licht zu stellen, in dem gesehen zu werden wir durch unsere geschichtlich bedeutende Vergangenheit

unter den Kulturvölkern Europas ein wohlerworbenes Recht haben. Daß es in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ein „Germanisches Museum" von solch hohem Werte gibt, darf und muß nicht nur uns in der alten Heimat, sondern auch die Auslandsdeutschen mit Stolz erfüllen. Möge das Museum in Harvard weiter blühen und gedeihen!

Nachdenkliches.

Es gibt Dinge, Verhältnisse, Zustände und Berufsarten, gegen die der Mensch sich mit Händen und Füßen wehrt, wenn er eben hineingerät, und die er nachher ganz und gar für sich zugeschnitten findet, wenn er endlich drin steckt.

Wilhelm Raabe.

*

Daß „in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhöre" und der roheste Egoismus berechtigt sei, ist ein Satz, der ein Urteil über seinen Urheber und alle seine zahlreichen Nachbeter enthält.

Hilty.

*

Über ein kleines, o zürnender Freund,
Scheidet der Tod, die noch heute vereint;
Gib mir die Hand, eh' der Abend vergeht,
Über ein kleines — so ist es zu spät.

Karl Gerok.

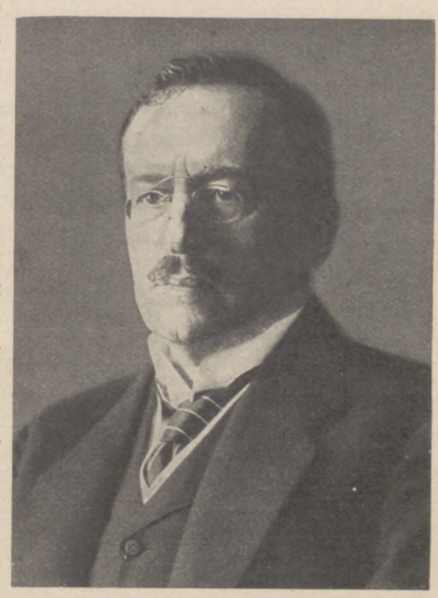
Sven Hedin

zu seinem sechzigsten Geburtstag

Von H. Ermann / Mit 2 Bildern

Als am 19. Februar dieses Jahres in seiner Heimatstadt Stockholm Sven Hedin seinen sechzigsten Geburtstag in vielversprechender Frische beging, erhielt er von Bewunderern aus aller Welt und von den angesehensten wissenschaftlichen Korporationen zahllose Glückwunschadressen und Festgrüße. Bei uns Deutschen verbindet sich mit der Hochachtung vor dem Forscher und meisterhaften Schilderer der Entdeckungsreisen nicht zuletzt auch aufrichtiger Dank für die unerschütterliche Treue, mit der sich dieser Mann, den seit seinen Studienjahren mit deutscher Wissenschaft und deutschem Wesen, mit vielen nahestehenden Freunden und noch viel mehr mit unübersehbar zahlreichen Verehrern unter seinen Lesern mannigfache Beziehungen verbanden, in schwerer Zeit *für* Deutschland und *gegen* die Kriegslügen eintrat. Und jetzt ist es wiederum geradezu eine Wohltat, in diesem Sechzigjährigen wirkliche Größe, gepaart mit der vornehmen Schlichtheit des wahrhaft Begnadeten, Höhe ausgereiften Erfolges mit jugendlichem Trieb nach weiterer Vollendung verbunden zu sehen. Es ist letzlich das Überzeitliche, das uns in seiner Persönlichkeit gegenübertritt. Ein Auserwählter war er von vornherein, ein Berufener, dem seine Lebensaufgabe in seiner ungewöhnlich reichen Veranlagung mitgegeben war. Schon den zwölfjährigen Buben beschäftigten Weltreisepläne. Als der Polarfahrer Nordenskiöld von seiner Entdeckung der westlichen Durchfahrt zurückkehrte, wirkte dies Ereignis auf den fünfzehnjährigen Sven so tief, daß er den Entschluß faßte, Forschungsreisender zu werden. Er zeichnete sich mit er-

staunlicher Exaktheit einen ganzen Atlas von Karten, und die weißen Flecken der noch unerforschten Gebiete hatten es ihm angetan, sie ausfüllen zu helfen, ward immer deutlicher sein Lebensziel. Wenige Jahre später ging er mit der Familie eines Ingenieurs der Nobelwerke als Hauslehrer des Sohnes nach Baku am Kaspischen Meer. Dort lernte er Russisch und Persisch, und als der Ingenieur Rußland wieder verließ, wagte er mit geringen Mitteln seine erste Wanderung nach Asien hinein, zunächst nach Persien. Aber die Barschaft reichte nicht aus. Eines Tages hätte seine Kühnheit traurigsten Zusammenbruch erlebt, wenn ihm die Vorsehung nicht einen begeisterten Verehrer Karls XII. und Schwedens in den Weg geschickt hätte, der ihm Vertrauen schenkte und die Mittel zur Vollendung der Reise und Heimkehr über Mesopotamien gab. Das Glück dieses ersten Gelingens machte den schwedischen Jüngling nicht eitel, verwirrte ihn nicht mit Abenteuerlust, sondern zeigte ihm erst recht,



Sven Hedin.

was von denen gefordert wird, die sich in den Dienst der Forschung und der Wissenschaft stellen wollen. Er kehrte zum Studium zurück und wurde ein Schüler des großen Meisters der Geographie, Ferdinand von Richthofen, der damals in Berlin durch seine hervorragende Bedeutung und gewinnende Persönlichkeit seine Hörer zu begeisterten Nacheiferern gewann.

Sven Hedin litt es jedoch nicht allzulange in Europa, so fleißig und gründlich auch sein Studium war. Im Auftrag seines Königs schloß er sich einer Gesandtschaft, die dem Schah einen Orden überbringen sollte, an und machte seine zweite Reise nach Persien. Er bestieg den achttausend Meter hohen Demawend, kletterte über vereiste Gebirge, bis er nach gefahrvoller Durchquerung des Landes in Kaschgar, der Hauptstadt von Turkestan, an der Pforte von Innerasien stand. Mit beschwerlichem Karawanenzug drang er auf dieser Reise bis Peking vor. Über Sibirien nach seiner schwedischen Heimat zurückgekehrt, setzte er seine Studien wiederum an deutschen Universitäten fort, aber schon leuchtete ihm „ersten Ruhmes zartes Morgenlicht". Drei Jahre, von 1894 bis 1897, hatte die zweite große Forschungsreise, die ihn bis nach der Hauptstadt Chinas führte, gedauert. Aber nach dem eigentlichen Ziel seiner Wünsche, nach Tibet, war er noch nicht gelangt. Um dies unerschlossene Gebiet für die Erdkunde zu erobern, unternahm Sven Hedin zwei Jahre später seine große Fahrt nach dem „Land der heiligen Bücher", um bis Lhasa, „dem Sitz der Götter", vorzudringen. Der russische Zar gewährte ihm Mittel und Schutz und gab ihm als militärische Begleitung einige asiatische Leibkosaken mit. Und was der gereifte Mann nun mit der Zähigkeit und Gründlichkeit des Gelehrten, und der unbesiegbaren Entdeckerliebe des ge-

borenen Forschungsreisenden unter Gefahren und Entbehrungen hundertfach bedroht und doch geruhig schauend und mit genialem Blick erfassend für die Wissenschaft, dort zwischen den Gebirgen des Pamir und in den Wüsten des chinesischen Turkestan, auf dem in vier- bis fünftausend Meter Höhe gelegenen Plateau von Tibet und an dem geheimnisvollen See von Lop-Nor erkundete, eroberte, das begründete vollends seinen Ruf, das gehört der Menschheit. Die Krönung dieser seiner Taten im Osten Asiens war die Entdeckung jenes vorher völlig unbekannten Gebirges, das an Höhe und Ausdehnung dem Himalaja gleichkommt, und dem er deshalb den Namen „Transhimalaja" gab. Die Ergebnisse dieser arbeitsreichen Jahrzehnte liegen in vielen Büchern und in zahlreichen Übersetzungen vor. „Durch Asiens Wüsten", „Zu Land nach Indien", „Transhimalaja" und zuletzt sein neunbändiges Werk „Southern Tibet" sind die bekanntesten. Die Jugend gewann den kühnen Schweden lieb in seinen Schilderungen „Von Pol zu Pol", und las sich dann hinein und hinauf in die größeren Werke dieses Mannes, der zugleich eine echte Künstlernatur ist. Aber nun ist das Schönste an allem seinem Schrifttum, daß er es in strenger Selbstzucht ganz und gar in den Dienst der Wahrheit gestellt hat. Nicht seinem Ruhm, nicht aufgebauschtem Effekt und persönlicher Eitelkeit dienen die Schilderungen, so packend und spannend sie sein können. Niemals sucht er zu blenden, immer Tatsachen zu bieten. Seine Größe liegt in der unbestechlichen Wahrhaftigkeit und Stoff und Menschen bezwingenden Sachlichkeit. Er weiß wohl den Zeichenstift und den Pinsel so gut zu führen wie die Feder; seine bis ins kleinste sorgfältig ausgeführten Zeichnungen und Aquarelle sind naturtreu und doch mehr als nur das, sie heben das Charakteristische in

wundervoller Prägnanz und farbiger Anschaulichkeit des Wesentlichen hervor. Was sein viele Atlanten füllendes Karten- und Panoramenwerk an Bleibendem der wissenschaftlichen Kenntnis geleistet hat, kann der Fernerstehende kaum beurteilen. Wie er die Landschaft sah, wie er die Leute in ihrer Art erfaßte, das hat er in Wort und Bild so treu und so lebendig wiederzugeben vermocht, daß er die unbekannteste Ferne in greifbare, das ist miterlebte Nähe rücken konnte. Immer macht seine Offenheit, sein unbeirrter Wille in Gutem — nicht List gegen List, Gewalt gegen Gewalt einsetzend —, einzudringen in das Verständnis bisher feindselig verborgen gehaltener Volksgeheimnisse, aber auch in Eigenart und Leben der Tierwelt, den tiefsten Eindruck. Seine Beobachtungsgabe hielt das Typische fest in Gestalt und Bewegung, in Sprache und Gewohnheit der verschiedenen Rassenstufen in jenen ungeheuren östlichen Gebieten, so wie er die Yacks und den Wildesel, die kleinen, wetterharten Pferde der Tibeter und Mongolen, wie die Murmeltiere oder Schneehasen der Bergregionen treffend zu charakterisieren wußte. Er entwaffnete geradezu mit Vertrauen und Furchtlosigkeit das Mißtrauen, und er gewann fürs Leben in seiner aufrichtigen ungeschminkten Güte alle, die ihm nähertreten durften. So sind unter anderem die Freundesbriefe, die er mit seinem deutschen Verleger, dem inzwischen verstorbenen Albert Brockhaus, einer allerdings selbst außerordentlichen, überragenden Persönlichkeit mit ungewöhnlichem Weitblick, tauschte, Dokumente schönster, edelster Menschlichkeit. Und wie er dem deutschen Verleger und seinen vielen durch wissenschaftliche Arbeiten zum Teil aus der jugendlichen Studienzeit her noch eng verbundenen Freunden die Treue hielt, so hat er sie bewahrt und bewiesen dem deutschen Volk. Um

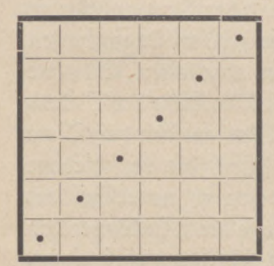


Sven Hedin auf seiner Reise durch Tibet, als mongolischer Pilger verkleidet.

der Wahrheit willen hatte er schon vor dem Krieg, die Gunst des russischen Zaren damit endgültig verscherzend, seine Landsleute in Schweden gewarnt vor der Gefahr russischer Ausdehnungsgelüste, die in Finnland durch den Bau strategischer Bahnen drohten. Selbst seine Dankespflicht mußte zurückstehen gegen die Forderung furchtlosen Bekennens der erkannten, sein Vaterland bedrohenden Lage. Und ebenso verzichtete er still und ohne Empfindlichkeit auf die Ehre, Mitglied der englischen Society Royal Geographical zu sein, als ihn die Briten mit Entziehung seiner Ehrentitel für sein offenes Eintreten für das ahnungslos in den Krieg gestürzte Deutschland, „das Volk in Waffen" des Abwehrkrieges bestraften. Mit eigenen Augen, die keine Verheimlichung dulden, überzeugte er sich selbst an den Fronten im Westen und Osten, am Euphrat und Tigris, wie in Deutschland selbst, von dem Tatsächlichen, und trat den klug vorbereiteten und dick auftragenden Ententelügen mit seinem offenen Bekenntnis entgegen. Es ist seitdem leider vieles anders geworden als im Jahr 1914, mit der Notwendigkeit solcher erschütternder Katastrophen, aber Sven Hedins Wahrheits- und Gerechtigkeitsinn weiß sehr wohl das krankhaft Vorübergehende von dem guten Kern des Wesens zu unterscheiden. Wenn auch seine Arbeiten an der Herausgabe der Bände seines neuesten Werkes ihn an größeren Reisen und so an einem neuerlichen Besuch Deutschlands in den letzten Jahren verhinderten, er hat den Glauben an die deutsche Arbeitskraft gewiß nicht verloren, wie wir ihm nie vergessen wollen, was wir seiner Treue an Dank schuldig sind! So haben wir den großen und doch schlichten Mann auf der Höhe seines sechzigsten Jahres mit Bewunderung und aufrichtigem Dank begrüßt und erheben uns an dem Vorbild seines

Charakters, der strengste Wissenschaftlichkeit mit künstlerischer Einfühlung, weltenüberspannende Gedanken mit gewinnender persönlicher Anteilnahme immer zu verbinden wußte. Und so spricht die Adresse, die im Auftrag der Berliner Gesellschaft für Erdkunde am 19. Februar Sven Hedin, ihrem Ehrenmitgliede, überreicht wurde, zugleich auch das aus, was weit über den engsten Kreis hinaus Ungezählte in Deutschland empfinden, wenn sie schließt: „Weil Sie nicht nur Reisender, sondern auch Forscher sind, weil Sie nicht nur Berichterstatter, sondern auch Gelehrter sind, weil Sie in so lebhafter Weise empfinden, daß auch weiteste Kreise nicht nur unseres Volkes, sondern der Menschheit Kenntnis der Erde von Pol zu Pol haben sollten, so ist uns nicht bange, daß die ruhigeren Jahre, die nun auch für Sie kommen werden, Ihre unermüdliche Kraft beeinträchtigen könnten. Sie werden nach wie vor Mittel und Wege finden für erfolgreiche Arbeit. Möchte Ihnen noch durch viele Jahre vergönnt sein, solche in der beneidenswerten Frische zu leisten, die Sie immer besessen haben."

Metamorphose



Aus den Buchstaben, die die Wörter Diener, Eule, Mosel, Netz, Rinne, Wetter, Zepter enthalten, sind sechs neue Worte zu bilden und in die wagrechten Reihen einzutragen. Die wagrechten Reihen bezeichnen: 1. Vogel, 2 geweihter Raum, 3. Dialektdichter, 4. Naturerscheinung, 5. Reitergeneral aus fridezianischer Zeit, 6. Getreideart. Die Buchstaben, die an Stelle der Punkte stehen, nennen, von unten nach oben gelesen, eine Jahreszeit.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Blutgeheimnisse

Das Blut als Maßstab der Verwandtschaft, als Gift und als Verräter

Von Herbert Junghanns

Es gibt ein viel und in manchem Sinne zitiertes Wort: „Blut ist ein ganz besonderer Saft." Wenn Paracelsus, der „Vater der modernen Medizin", im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, die Ärzte seiner Zeit verspottend, schrieb: „Ihr wisset nicht was Blut ist", so sollte das noch lange wahr bleiben. Unermüdlichem Forschertrieb müssen wir dankbar dafür sein, daß es allmählich mit der Erkenntnis weiterging. Der neuesten Forschung ist es vorbehalten geblieben, hinter die vielen Geheimnisse dieses „ganz besonderen Saftes" zu kommen und einiges Licht darüber zu verbreiten. Noch gar nicht allzu lange ist es her, daß man verschiedenes Eigenartige im Blute entdeckte, wodurch dieser „Quell des Lebens" nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für das gesamte kulturelle Leben wesentlich an Bedeutung gewonnen hat.

Von alters her bezeichnen wir alle Menschen, in deren Adern „das gleiche Blut rollt", als blutsverwandt, und schon längst wünschte man, den Grad der Verwandtschaft zweier Menschen oder allgemeiner zweier Organismen aus der Beschaffenheit ihres Blutes abzuleiten. So ohne weiteres ist dies aber nicht möglich. Mit Hilfe des Mikroskopes ist es zwar möglich, das Blut artfremder Tiere und Tierblut von Menschenblut durch die verschiedene Größe und Form der Blutkörperchen zu unterscheiden, aber es ist unmöglich, auf diese Weise die Blutkörperchen zweier Menschen voneinander zu scheiden. Auf eigenartigen Umwegen hat man nun aber doch vor nicht allzu

langer Zeit einen gangbaren Weg zu solchen „Verwandtschaftsmessungen" gefunden.

Wenn man beispielsweise einem Hund eine gewisse Menge frischen Blutes eines völlig gesunden Kaninchens einspritzt, so wird es im Organismus des Hundes zu Vorgängen kommen, die diesen Fremdkörper unschädlich machen, wie ja jeder in den Organismus gelangte Fremdkörper durch Entfernung oder Zerstörung unschädlich zu machen gesucht wird. Das fremde Blut wirkt auf den Hund wie ein Gift. Zur Gegenwirkung bildet sich im Hundeblut ein „Gegengift" aus, welches das Kaninchenblut vernichtet. War die eingespritzte Menge groß, so zeigen sich am Hund richtige Krankheitserscheinungen, die erst wieder schwinden, wenn alles Kaninchenblut zerstört ist.

Eigentümlich ist es, daß man dem Hund einige Zeit nach dieser durch eingespritztes Kaninchenblut verursachten, dann aber überstandenen „Krankheit" ganz unbeschadet neuerdings große Mengen Kaninchenblut einspritzen kann. Der Hund lebt in diesem Falle, ohne daß irgendwelche Krankheitserscheinungen erkennbar wären, weiter. Das durch die erste Einspritzung gebildete Gegengift war noch wirksam, so daß die neue Einspritzung bald entgiftet und ungefährlich wurde.

Anders ist der Verlauf der Dinge, wenn man Hunden des gleichen Wurfes, also Geschwistern, Blut entnimmt und wechselseitig in die Blutbahnen bringt. Ein solcher Versuch verläuft ohne unangenehme Folgen. Die Tiere leben bei normaler Gesundheit weiter. Tauscht man aber nicht das Blut zwischen „Geschwistern", sondern zwischen verschiedenrassigen Hunden aus, dann stellen sich wieder Krankheitserscheinungen ein, die aber weniger auffällig und bedenklich sind als im ersterwähnten Falle. Diese

Versuchsergebnisse bieten also schon wichtige Anhaltspunkte für Verwandtschaftsmessung.

Brauchbarer werden aber alle diese Untersuchungen erst dadurch, daß es neuerdings gelungen ist, alle diese Versuche im Laboratorium anzustellen, ohne dabei Tiere durch Krankheit zu gefährden. Man entnimmt den Tieren nur geringe Blutproben und mischt diese in einem gläsernen Versuchsröhrchen. Dabei bietet sich noch der große Vorteil, daß durch Chemikalien, die dem Blut zugesetzt werden, der Vorgang noch deutlicher wird, und daß es möglich ist, auch mit dem Auge den verschiedenen Veränderungen zu folgen, die das Blut durchmacht. Viele Tausende solcher Untersuchungen ergaben, daß Blut, das man nahe miteinander verwandten Tiergruppen entnimmt, gegenseitig fast keine Giftwirkung erkennen läßt, weil es annähernd gleichartig beschaffen ist. Die gegenseitige Giftwirkung der beiden Blutarten ist dagegen umso größer, je weiter der verwandtschaftliche Abstand zwischen den beiden Organismen ist, denen das Blut entnommen wurde.

Diese Tatsache hat man nun auch als Stütze für die Abstammungstheorie — die Lehre der Entwicklung aller Lebewesen aus einfachen Grundformen — zu verwenden gesucht, indem man durch derartige Blutuntersuchungen der verschiedensten Tiere verwandtschaftliche Beziehungen aufdeckte. Dabei bot sich unter anderem auch die Beobachtung, daß Menschenblut, mit dem Blute der „Menschenaffen" — Gorilla oder Orang-Utan — gemischt, fast keine Giftwirkung zeigt, während es, mit dem Blut niedrigstehender Affen zusammengebracht, eine bedeutend stärkere Wirkung zeitigt. Auch dieser Versuch deutet also auf nahe Beziehungen hin, die zwischen Mensch und Affe bestehen, womit natürlich keineswegs gesagt sein soll,

daß der Mensch vom Affen abstamme, was übrigens Darwin, der eigentliche Begründer der Abstammungstheorie, nie behauptete.

Bei weiteren genauen Untersuchungen des Blutes werden mit der Zeit auch noch andere Geheimnisse entschleiert werden. Noch einmal sei an den zuerst erwähnten Hunde-Kaninchen-Versuch erinnert. Mehrfache Einspritzungen von Kaninchenblut haben im Organismus eines Hundes ein Gegengift erzeugt, was imstande war, Kaninchenblut zu „entgiften", zu zerstören. Entnimmt man nun dem Hunde eine gewisse Menge seines Blutes und spritzt es einem Kaninchen in die Blutbahn, dann wird das Tier plötzlich heftig erkranken und bald sterben. Geringe Mengen eines Blutes, das die Fähigkeit gewonnen hat, Kaninchenblut zu zerstören, genügen, um das gesamte Blut eines lebenden Kaninchens zu zersetzen und den Tod des Tieres herbeizuführen. Mancher Leser wird nun wohl meinen, daß all diese Versuche, die sogar das Leben von Tieren gefährden, recht unnütz seien. Das ist aber ein großer Irrtum, denn diese Versuche haben für die ärztliche Wissenschaft die größte Bedeutung erlangt. Häufig kam es schon vor, daß nach starkem Blutverlust ein Mensch dringend der Einspritzung fremden Blutes bedurfte, wenn sein Leben nicht aufs ernsteste gefährdet sein sollte. Früher nahm man in solchen Fällen die Blutauffüllung mit Ochsenblut vor. Nach den bisher angeführten Versuchsergebnissen wird man sich nun wohl nicht mehr wundern, daß solche „Pferdekuren" keinen günstigen Ausgang fanden. Heute nimmt man in derartigen Fällen nur Menschenblut, und zwar möglichst das von Geschwistern, Eltern oder Kindern, also von „Blutsverwandten", aber nicht etwa von einem der Eheleute, da diese ja meist nicht „blutsverwandt" sind, und

da sich dann unter Umständen Giftwirkungen bemerkbar machen könnten.

Die Entdeckung dieser Blutgeheimnisse erlangte aber auch noch auf einem ganz anderen Gebiete große Bedeutung: in der gerichtlichen Medizin. Früher war es bisweilen gar nicht leicht, von einem gefundenen, eingetrockneten und verschmutzten Blutfleck genau zu bestimmen, ob er von menschlichem oder tierischem Blute herrührte, und doch kann von einer solchen genauen Bestimmung Ehre und Freiheit, ja manchmal sogar das Leben eines Menschen abhängen. Unter dem Mikroskop zeigen sich zwar die genauen Formen der Blutzellen, aber diese Art der Untersuchung versagt in solchen Fällen häufig, da das Blut sich durch langes Eintrocknen bisweilen stark veränderte. In neuester Zeit hat man in jedem neuzeitlichen gerichtlich-medizinischen Laboratorium einige Kaninchen mit Menschenbluteinspritzungen so behandelt, daß ihre Blutflüssigkeit die Fähigkeit erlangt hat, Menschenblut zu zerstören. Nun ist es leicht, einen Blutfleck, der untersucht werden soll, mit derartig vorbereitetem Blut zu versetzen und unter Zugabe einiger Chemikalien, welche die Wirkung klarer machen sollen, zu beobachten und festzustellen, ob Menschen- oder Tierblut vorliegt.

Aufschub

Es gibt Leute, die zu keinem Entschluß kommen können, sie müssen sich denn vorher erst über die Sache beschlafen haben. Das ist ganz gut; nur kann es Fälle geben, wo man riskiert, samt der Bettstatt gefangen zu werden.

Lichtenberg.

Eine neue leistungsfähige Windkraftmaschine

Von R. Haller / Mit 2 Bildern

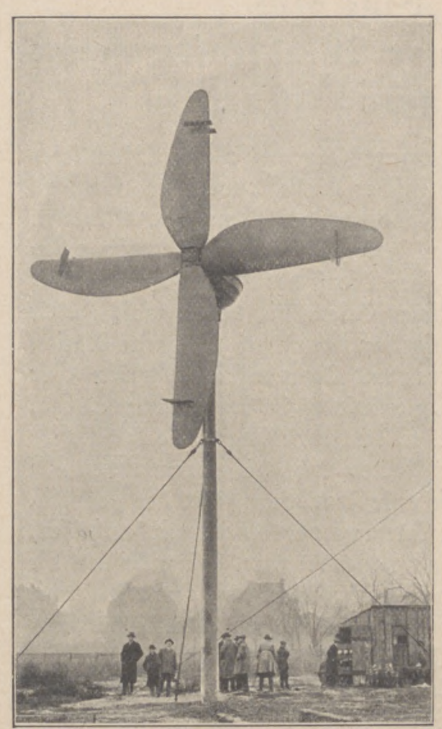
Wenn das vergangene Jahr auch wenig Erfreuliches brachte in politischer Hinsicht, weil der „Griff an die Gurgel" Deutschland nach dem Wunsch der Alliierten am Aufkommen verhindert, die stille, unverdrossene Arbeit der Forschung, der Dienst der Wissenschaft zur Erweiterung menschlicher Erkenntnis haben nicht geruht und Erfolge gezeitigt, an denen sich die ganze Nation in freudigem Staunen und Stolz aufrichten dürfte. Wer hat in Deutschland, gleichviel ob im Norden oder Süden, nicht an dem Jubel teilgenommen, der ohne Unterschied des Alters und der Partei- und Klassentrennungen alle mit fortriß, als die erste Transozeanfahrt des Zeppelin vom Bodensee nach Lakehurst, dem amerikanischen Hafen, so sicher und sieghaft vollendet war, daß nicht nur die sportliebenden Angelsachsen, sondern die ganze Welt mit Bewunderung auf dies Ergebnis nie ermattender Forschertätigkeit und Ingenieurarbeit blickte*.

Die Erfindung Anton Flettners, das „Rotorschiff", war ein anderes Ereignis von bahnbrechender Bedeutung weit über die Gegenwart hinaus**. Beide Höhepunkte des Jahres waren Triumphe der Forschung und der Technik, in ihrem Bestreben, die elementaren Kräfte der Luftströmungen zu ergründen und in den Dienst des Menschen zu stellen.

---

* Siehe Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens. Bd. 2, Jahrg. 1925, S. 202—204.

** Siehe Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens. Bd. 4, Jahrg. 1925, S. 86—100: Vom Segelschiff zum Windkraftschiff ohne Segel. Mit 10 Bildern.



Der deutsche Major Bilau ist der Erfinder einer hochbedeutsamen Windkraftmaschine. In den tropfenförmigen Windkopf ist ein Stromerzeuger eingebaut, der Strom abgibt. Der Apparat arbeitet auch bei schwächstem Wind, ist transportabel, kann in sechs Stunden aufgestellt werden und wird in der Landwirtschaft von großem Nutzen sein.

Als dritte bedeutende Leistung, die ebenfalls die Ergebnisse der Erforschung und die Dienstbarmachung der Luft, und zwar speziell der Ätherwellen, zusammengefaßt vorführte, ist die Funkausstellung zu nennen, die am Schlusse des Jahres in Berlin stattfand.

Die Beherrschung der Luftkräfte wird allmählich von ebenso weittragender Bedeutung, wie sie die Ausnützung des Feuers in der Umwandlung zu Dampfkraft, die Ausnützung der Wassermassen in den Staubecken der Talsperren zur Gewinnung elektrischer Kraft seit längerer Zeit schon sind. Noch stehen wir am Anfang einer Entwicklung in dieser Hinsicht, und niemand kann

klar voraussagen, welche Ausdehnungsmöglichkeiten uns noch bevorstehen.

In allen den genannten Fällen sind es nicht Zufallserfolge, nicht bloße Einfälle, die unsere Bewunderung verdienen, sondern Endergebnisse langer und viel Mitarbeit vorangegangener Stufen vereinender wissenschaftlicher Erforschung und technischer Versuche. Einmal handelte es sich darum, den Luftwiderstand zu überwinden, um die Schnelligkeit des Verkehrs von Gütern oder Menschen durch die Eisenbahn oder mit dem Motorwagen, im Flugzeug oder dem Luftschiff zu steigern. Die Form der Transportmittel lernte man erst allmählich der Zweckmäßigkeit anzupassen, im besonderen der Überwindung des Luftwiderstandes. Die ersten Eisenbahnwagen, die zwischen Nürnberg und Fürth, Dresden und Leipzig vor beinahe hundert Jahren in mäßigem Tempo die mutigen, angestaunten Reisenden beförderten, waren nicht wesentlich von den von Pferden gezogenen Kutschen verschieden. Welche Wandlungen in der Anpassung der Form zeigt die Entwicklung des Luftschiffwesens von dem anfänglich kugeligrunden oder birnenförmigen Frei- und Fesselballon bis zu dem horizontalen, länglichovalen, gekrümmten zum Kriegsdienst oder zu meteorologischen Zwecken dienenden Fesselballon der letzten Jahre und dem vollendeten Bau des Zeppelin, der den Flug über den Ozean wagen konnte. Vor etwa vierundzwanzig Jahren unternahm die Firma Siemens Versuche, den Luftwiderstand festzustellen, um die für Schnellbahnwagen geeignetste Form zu ermitteln. Die Aufgabe, bis in alle Einzelheiten das Wesen und die Gesetze der Luftströmungen auf Grund des übernommenen Wissens auf diesem Gebiet der Natur wissenschaftlich zu erforschen, übernahm vor allem das Ärodynamische Institut in Göttingen. Professor

Prandtl hat sich dabei die größten Verdienste um die Durchführung erworben*. Die Studiengesellschaft für Motorluftschiffahrt und im Krieg die Heeres- und Marineverwaltung förderten die Untersuchungen der Göttinger Versuchsanstalt, so daß diese in einem eigens dafür errichteten Gebäude einen gewaltigen Windkanal einbauen konnte, in dem die wissenschaftlichen Messungen der Windkraft vorgenommen werden. In diesem Windkanal kann ein vier Quadratmeter im Durchmesser haltender Luftstrahl erzeugt werden, der bis zu sechzig Meter in der Sekunde zurücklegt. Ein starker und in seiner Drehzahl automatisch zu regelnder Elektromotor dreht eine Luftschraube. Die Schraube saugt Luft an und drückt sie durch einen im Keller entlang führenden Kanal in eine Düse, die dem Ansaugetrichter gegenüberliegt. Zwischen Düse und Trichter werden die der Messung dienenden Gegenstände an Drähten aufgehängt.

Auf diese im Winde liegenden Körper wirkt nicht nur der Winddruck ein, sondern an bestimmten Stellen, und zwar fast ausschließlich unmittelbar hinter der Anblasekante, entsteht ein Unterdruck, auch „Sog" genannt, eben jener Unterdruck, den Flettner in seinem „Rotor" als Antriebskraft auszunützen erreicht hat. Das ist nun die andere Form der Luftbeherrschung, die nicht nur den Luftwiderstand überwindet, sondern positiv die Windkraft zur Antriebskraft wandelt.

Darauf beruht auch die Leistung verschiedener Windkraftmaschinen, und es ist zu erwarten, daß die nie rastende Forschung diese Regulierbarkeit der Luftströmungsausnützung noch weiter vervollkommnen wird.

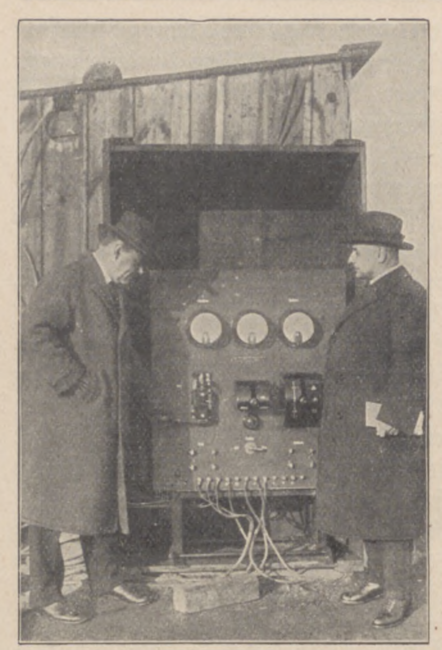
---

* Vergleiche Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens. Bd. 13, Jahrg. 1923, S. 151—161: Die Bestimmung technischer Zweckformen. Mit 7 Bildern.

In Dänemark ist die systematische Verwertung der Windkraft schon längere Zeit und in großem Umfang durchgeführt. Eine Berliner Firma, die Ventimotor-A.G., hat nach Angaben des Erfinders, Major Bilau, eine Windkraftmaschine gebaut, die Erstaunliches leistet. Sie ist einfach in der Anlage und, fest eingebaut, imstande, selbst böigen Sturm zu überwinden. Diese neue Windkraftmaschine mit stromlinigen Flügeln läuft auf Kugellagern und dreht sich doppelt so schnell wie eine Windmühle, zehnmal so schnell wie bisher ein Windmotor. Die Propeller haben eine Spannweite von neun Metern. Am oberen Ende der fest in den Erdboden eingelassenen Eisenbetonsäule ist das Übersetzungsgetriebe angebracht, durch das die Kraftübernahme und der Antrieb der Motore erfolgt. Ein besonderer Vorzug dieser Windkraftmaschine ist es, daß sie selbsttätig die Luftströmung aufnimmt, und daß die angeschlossene elektrische Anlage ebenfalls automatisch arbeitet. Eine besondere Wartung ist nicht erforderlich, Schmieren und Einschalten, Regulierung und Verbrauch, alles vollzieht sich automatisch von selbst.

Schon bei sieben bis acht Metersekunden Wind bringt er es auf eine Leistung von sechzig Pferdekräften, bei fünfzehn Metersekunden sogar von dreihundert. Der Ventimotor übertrifft die Leistung der Windmühlen, bei denen viel Windkraft ganz ungenutzt verloren ging, um das Fünffache. Die Windkraftmaschine kann auf die verschiedenste Weise, in der Industrie wie in der Landwirtschaft, für Lichtanlagen wie für Kraftlieferung, im großen wie im kleinen verwertet werden.

Professor Anton Flettner hat ferner ein Projekt entworfen, das in diesem Frühjahr in der Nähe von Berlin zur Ausführung kommen wird. Auch da soll die Einspannung der Luftströmung möglichst weit vom Erdboden



Die neue Windkraftmaschine zur Erzeugung elektrischen Stromes. Die Maschine gibt schon bei schwachen Winden Strom ab und wird bei Sturm durch eine besonders konstruierte Luftbremse selbsttätig reguliert. Auch die elektrische Schaltung geht selbsttätig vor sich, so daß keine Bedienung erforderlich ist. Links: der Erfinder Major Bilau, rechts: sein Mitarbeiter Blumenschein.

erfolgen. Flettner begnügt sich nicht mit Säulen von zehn bis zwanzig Meter Höhe; er gedenkt Türme von zweihundert Meter Höhe und großer Standfestigkeit zu bauen, die an ihrem oberen Ende das Windrad tragen. Aber nicht dieses große Hauptwindrad soll den elektrischen Stromerzeuger antreiben, sondern kleine Windkrafträder, die an den Enden der großen Flügel einem Wind von etwa zehnfacher Stärke ausgesetzt sein sollen, und von ihnen werden die schnellaufenden Generatoren in Bewegung gesetzt. Das Hauptrad, das durch das Flettnerruder gesteuert wird, dient dazu, die Krafträder der Luftströmung gesteigerte Kraft entnehmen zu lassen und zugleich die

Kraftübernahme je nach gegebener Windstärke zu regeln.

Auch Major Bilau hat sich ganz besonders um die Erforschung des „Sog" genannten Unterdruckes bemüht und Versuche mit Windkraftmaschinen angestellt. Der von ihm konstruierte Ventimotor hat völlig stromlinige Flügel und eine freigelegte Sogseite. Die Spannweite der Propeller beträgt neun Meter, und schon bei mittlerem Wind wird eine Antriebskraft von sechzig Pferdestärken erreicht.

Welche Aussichten eröffnen sich, wenn nach Überwindung mancher noch vorhandenen konstruktiven Schwierigkeiten Windgroßkraftwerke die Konkurrenz aufnehmen zu Dampf- und Wasserkraft, wenn die „blaue Kohle" wie bisher die „schwarze" und die „weiße" dem Antrieb von Maschinenanlagen dienen werden. Die Luft ist billiger als die schwarze Kohle, und die Anlage der Windkraftmaschinen weit einfacher als die der Stauwerke. Jedenfalls stehen wir am Anfang einer noch unübersehbaren Entwicklung in der Beherrschung der Luft.

Vollendung

Wenn du geliebt, wenn du gehofft,
Wenn du gestrebt, gerungen,
Wenn du mit starkem Willen oft
Dein blutend Herz bezwungen:
Dann fühlst du, wie zu vollem Wert
Erwacht dein ganzes Leben,
Denn jeder Schmerz, der dich beschwert,
Wird dich nur höher heben.

Otto Roquette.

Unser drittes Preisrätsel

Bilderrätsel



Wir bitten unsere Leser, die Bestimmungen auf der zweiten und dritten Anzeigenseite vor dem Text des zweiten Bandes für die Einsendung der Lösungen unserer Preisrätsel zu beachten

Mannigfaltiges

Die schöne Bettlerin

In der Bar des Basars zu Nischapur, der Stadt der Türkisen, saß ein junger Kaufmann mit seinen reichen Freunden. Zu ihnen kam ein junges Mädchen von seltener Schönheit; aber sie trug ein elendes Gewand, das in Fetzen ihren Körper bedeckte. Schamvoll blieb das Mädchen vor den jungen Leuten stehen und rief mit kläglicher Stimme: „O ihr Reichen, habt Mitleid mit uns Armen! O ihr Barmherzigen, habt Mitleid mit einem unglücklichen Mädchen von vornehmer Geburt, das von der Höhe des Reichtums und des Glanzes in den Abgrund des Unglücks und Elends gefallen ist. Habt Mitleid mit meiner Jugend und dem Alter meiner gebrechlichen Eltern, die keine andere Stütze haben als mich, keinen anderen Verdienst, als was ich ihnen bringe."

Über ihre frischen Wangen liefen Tränen.

Kupferstücke und Silbermünzen, ja sogar Goldstücke fielen von allen Seiten, denn alle bedauerten das Geschick des unglücklichen Mädchens. Jeder gab nach seinem Gefühl.

Der junge Kaufmann, durch die Schönheit der Bettlerin verführt, verließ bald seine Freunde, um ihr zu folgen.

Er sprach sie an: „Warum wollt Ihr mit Eurer Schönheit und Jugend nicht heiraten, da wäret Ihr allem Elend enthoben?"

„Wenn mein Vater einwilligt, möchte ich gern heiraten, aber welcher Mann wird mich Unglückliche nehmen, um Gatte einer armen Bettlerin zu werden?"

„Ich möchte gern dieser Mann sein. Wenn Ihr wollt, werden wir heiraten, und ich lege zu Euren Füßen mein großes Vermögen."

Da sprach die schöne Bettlerin lieblich lächelnd: „Wenn es so ist, begleitet mich zu meinem Vater."

Der junge Kaufmann ging mit, und bald gelangten sie in eine dunkle Gasse. Nachdem es den jungen Mann gebeten hatte, ein wenig zu warten, verschwand das junge Mädchen. Nach einer Weile kam eine schöne Sklavin und winkte dem jungen Mann.

Er trat ins Haus, durchschritt einen prächtigen Garten, in

dem aus einem schneeweißen Marmorbecken Wasser sprudelte. Überall standen schöne Gebäude; wohlgepflegte Blumen erfüllten die Luft mit Düften. Beim Anblick dieser Herrlichkeit kam der junge Mann nicht rasch genug aus seinem Erstaunen; er glaubte zu träumen. Nachdem er durch mehrere Höfe geschritten war, gelangte er endlich in die Gemächer des Hausherrn. Man führte ihn in ein prunkvolles Gemach; die edelsten Stoffe und kostbare Teppiche sah er überall. Auf einem Diwan saß in weichen Kissen ein Greis mit weißem Bart.

Als der junge Mann eintrat, erhob er sich, kam ihm entgegen und begrüßte ihn. Man bot ihm Erfrischungen an, und zur Mittagszeit nahmen sie an einer reichbesetzten Tafel Platz.

Nach dem Mahl frug der Greis den Kaufmann, ob er ihm Wein anbieten dürfe. Nachdem der reichliche Trunk die Schüchternheit des jungen Mannes überwältigt hatte, entschloß er sich, den Alten zu fragen, ob die schöne Bettlerin seine Tochter sei.

„Es ist so! Ich werde sie rufen lassen."

Als das junge Mädchen, das er vor wenigen Stunden in Lumpen gehüllt sah, hereinkam, erschrak der junge Mann; denn es trug kostbare Kleider und Juwelenschmuck. Da der Alte die Verlegenheit des jungen Mannes bemerkte, sprach er: „Das ist meine Tochter, die Ihr als Bettlerin gesehen habt. Bettelei ist unser Handwerk, das alle in unsrer Familie treiben. Meine Tochter bringt täglich so viel Geld ein wie ihre Mutter; an schlechten Tagen erbeute ich doppelt so viel wie beide. Auch einige meiner Sklaven bringen oft schönes Geld heim, wenn sie an die Reihe kommen, ausgehen zu dürfen. Wir leben von der öffentlichen Mildtätigkeit, aber wir sind nicht die ärmsten Leute. Da Ihr nun unser Geheimnis kennt und meine Tochter betteln gesehen habt, werdet Ihr gewiß gern sehen, wie ich arbeite. Kommt morgen früh zur Moschee im Ostviertel. Dort werdet Ihr mich bewundern können."

Dann bat der Alte seinen Gast, den Abend mit ihm zu verbringen. Am nächsten Tag, als am Himmel das Morgenrot strahlte, ging er zur Moschee, wo die Menge drängend Einlaß begehrte. Bald sah er den Alten in staubige Lumpen gehüllt;

mit süßer Stimme sprach er vom Paradies, der Hölle, Freuden und Leiden in der anderen Welt, vom Tod und der Auferstehung, und gewann die Herzen aller. Viele Menschen standen um ihn und hörten ihm zu. Und er sprach: „Ich bin nur ein einfacher Sterblicher, und täglich bitte ich Gott um das Brot. Als ich heute morgen mich der Moschee ehrfurchtsvoll näherte, stieß ich mit dem Fuß an ein kleines Säckchen. Hier ist es! Ich weiß nicht, was darin ist. Nun will ich es dem Oberhaupt der Moschee übergeben, der es öffnen kann. Vielleicht findet sich der Mann, dem es gehört."

Vor den Gläubigen öffnete der Vorsteher der Moschee das Säckchen und fand darin kostbaren Schmuck. Diamanten, Smaragdgehänge, Perlenketten und goldene Ringe mit Türkisen. Alle bewunderten die Ehrlichkeit des Alten. Man wünschte ihm Segen, weil er auf irdische Güter verzichtete. Ein anderer hätte nicht so gehandelt, deshalb lobte man ihn und bezeugte ihm Achtung.

Da sprach der Alte: „Demütig harre ich der göttlichen Vorsehung. In festem Glauben lege ich mich in ihre unsichtbaren Hände. Ich bin zu alt, um Menschen wegen irdischer Güter zu beneiden, die vergänglich sind. Denn gar bald muß ich mich zur Reise fertig machen, von der noch kein Mensch zurückkehrte. Nur einen Wunsch hege ich noch im Herzen, der sich noch vor meinem Tod erfüllen möge. Ich möchte nach Mekka pilgern. Schon morgen würde ich reisen. Aber ich bin arm, ich besitze nichts. So muß ich entsagen und hier auf den Tod warten. O ihr guten Leute, weigert einem alten Armen nicht eure Hilfe. O ihr tapferen Herzen, pflanzt schon heute auf euer Grab ein grünes Blatt, denn nach eurem Tod kann ich das nicht mehr tun."

Da gab jeder, und bald besaß er genug für die Reise. Mit vielem Geld ging er weg.

Da lief eine Frau in die Moschee, laut weinend und jammernd, daß einem das Herz im Leibe zitterte. Alle fragten, warum sie so klage. Da begann sie zu sprechen: „Ich bin eine unglückliche Frau, die Bräute zu ihren Hochzeiten frisiert. Kürzlich heiratete ein junges, bescheidenes Mädchen meiner Nachbarschaft. Die Eltern wußten, daß ich vornehme Familien in der Stadt kenne,

und baten mich, einen Schmuck zu entleihen, um ihre Tochter damit zur Hochzeit zu schmücken. Alles ging gut bis zum Augenblick, wo ich den Schmuck wieder zurückgeben wollte. Auf dem Weg verlor ich ein Säckchen, in dem der Schmuck steckte. Nun wird man mich als Diebin anklagen. Niemand wird mir helfen. Ach, das Unglück ist mein Tod!"

Die arme Frau fiel ohnmächtig nieder. Als sie wieder zu sich kam, verlangte man, sie möge genau angeben, was in dem Säckchen war. Sie beschrieb jeden einzelnen Schmuck, und da kein Zweifel mehr bestand, gab ihr der Vorsteher der Moschee das Säckchen, das der ehrliche Alte gefunden hatte.

Der Vorsteher sprach: „Glückliche Frau! Dankt Gott, daß ein alter, ehrlicher Mann dies Säckchen gefunden und mir gegeben hat."

Das Weib weinte vor Freude und konnte kaum Worte des Dankes sagen.

Endlich sprach sie: „Heute morgen habe ich geschworen, nicht mehr länger dies armselige Gewerbe zu treiben, um Frauen zu verschönern. Längst wollte ich auf dem Land leben, um in der Anbetung Gottes meine Tage zu beschließen. Mein bescheidenes tägliches Brot möchte ich mit Teppichknüpfen verdienen. Doch liegt der Ort, wo man Teppiche webt, zu weit von hier, auch fehlt mir Geld, dahin zu reisen und einen Webstuhl kaufen zu können."

Sie weinte so kläglich, daß sie die Herzen der Leute bewegte, die ihr Geld schenkten.

Die Menge verlief sich. Viele gingen ihren Geschäften nach, andere wanderten heim.

Der junge Kaufmann begab sich in das Haus des Alten, der zu ihm sprach: „Habt Ihr mein Talent gesehen und die Kunst meiner Frau bewundert? So leben wir und verschaffen uns auf manche Weise Geld. Wenn Ihr mein Schwiegersohn werden wollt, müßt Ihr das gleiche Handwerk betreiben, denn ich habe bei Gott geschworen, daß ich meine Tochter nur einem Mann geben werde, der mit einem einzigen Bettelzug hundert Goldstücke zusammenbringt."

Der junge Mann sagte, daß er reich genug sei und nicht zu betteln brauche; aber wenn er auch kein Geld besäße, wolle er doch nie betteln.

Da sagte der Alte: „Ich aber tue es nicht anders! Ich gebe meine Tochter nur dem, der hundert Goldstücke auf einen Schlag zusammenbringt."

„Wie soll ich das anstellen?"

„Das will ich Euch lehren!" sprach der Alte. —

Am nächsten Tag sahen die Handelsleute im Basar erstaunt zu, wie ihr junger Freund sein Gepäck schnürte, da er reisen wollte. Alle redeten auf ihn ein, um ihn davon abzubringen. Man erzählte von Räubern, die alle Straßen unsicher machten, ihn ausplündern, vielleicht sogar umbringen würden. Der junge Mann hörte nicht darauf und beharrte bei seinem Entschluß. Mit allem Gut verließ er, die Bitten seiner Freunde nicht achtend, Nischapur. Man bedauerte ihn, denn alle mochten ihn gern. Man wünschte ihm, wenn auch wenig Hoffnung dazu war, Glück auf seiner gefahrvollen Reise.

Noch waren kaum zehn Tage vergangen, als in der Nacht der junge Kaufmann halb nackt und zerschlagen in Nischapur wieder ankam. Die Leute in der Stadt schliefen schon. Man sah nur in wenigen Häusern Licht. Der Kaufmann ging in sein Haus, schrieb einige Worte auf einen Zettel und ging dann zu einem seiner Freunde, der gerne schwatzte, und vertraute ihm ein wichtiges Geheimnis an.

Der Freund sprang aus dem Bett, als er eintrat, und war nicht wenig überrascht, zur Nachtzeit den jungen Kaufmann vor sich stehen zu sehen. Der fing unter Schluchzen zu erzählen an: „Ihr seid mein bester Freund, dem ich mehr vertraue als allen anderen, die mir lieb sind. Oh, wie unglücklich ging es mir auf dieser Reise, die ich trotz eurer Warnungen unternahm. Räuber haben meine Karawane überfallen. Ich blieb am Leben, weil ich mich unter Leichen versteckte und tot stellte. Heute habe ich außer meinem Haus nichts mehr, und so muß ich freiwillig sterben. So werde ich allem Elend und der Schande enthoben sein. Hier, mein Freund, ist mein letzter Wille."

Schluchzend nahm er von seinem Freund Abschied und ging in sein Haus zurück. Kaum war der junge Kaufmann fort, so schlug der Freund heftig Lärm. Sofort erhellten sich die Fenster, öffneten sich die Haustüren, und die Leute kamen halbangekleidet zu dem unglücklichen jungen Mann gelaufen.

Man brach die Tür zu seinem Haus auf, und die Freunde kamen gerade noch recht, ihn am Selbstmord zu hindern. Sie beklagten sein Schicksal und versuchten ihn zu trösten. In Persien haben die Kaufleute gute Herzen, und sie halfen dem jungen Mann, der so grausam vom Schicksal verfolgt worden war. In kurzer Zeit erhielt er mehr als hundert Goldstücke.

Noch bevor der Tag graute, klopfte er an die Tür seines künftigen Schwiegervaters, dem er die Hand küßte und vor ihm die hundert Goldstücke aufzählte.

Der Alte lobte ihn herzlich und hieß ihn als seinen Schwiegersohn willkommen. So ward die schöne Bettlerin das Weib des jungen Kaufmanns.

Aus dem Persischen von Dr. Max Funke.

Eine Geistererscheinung

Im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts gab es in ganz Europa aufgeklärte Kreise, in denen man jeden Aberglauben heftig und erbittert bekämpfen zu müssen verpflichtet schien. So obenhin gesehen, scheint es, als wäre damals aller Spuk aus der Welt verschwunden. Aber das war durchaus nicht so. Neben Freigeistern und Freidenkern lebten zahllose Menschen, die für den ältesten, damals schon recht fadenscheinig gewordenen Gespensterglauben eingenommen waren. In allen Kulturländern lehrten bedeutende Denker. In Deutschland lebte der 1724 geborene Philosoph Kant, aber in der gleichen Zeit trieb der Schwindler und Abenteuerer Giuseppe Balsamo, der zehn Jahre nach Kant zur Welt kam, als angeblicher Graf Alexander Cagliostro seine Gauklereien und Zauberkünste. Der große Denker lebte, lehrte und schrieb in Königsberg, und wenige kannten seine Bedeutung. Der Schwindler und Erzbetrüger Cagliostro aber war eine glänzende Erscheinung von Weltruf. Schließlich ist es auch

heute nicht viel anders. Es leben eben zu allen Zeiten Menschen verschiedenster Geistesanlage nebeneinander. Wissensdurstige Naturen, denen um Erkenntnis und Einsicht zu tun ist, und abergläubische Leute, die überall Geheimnisse wittern und es selbstverständlich finden, mit der Geisterwelt verbunden zu sein.

Um 1765 war in England ein reicher Mann gestorben. In der ganzen Familie wußte man, daß er ein sorgfältig und gerecht abgeschlossenes Testament hinterlassen hatte. Trotzdem war es einem seiner Neffen gelungen, das gesamte Vermögen auf allerdings nicht einwandfreie Weise an sich zu bringen. Am schlimmsten betroffen war von dieser gewissenlosen Handlungsweise eine arme Familie, die von dem Verstorbenen im Testament am reichlichsten bedacht worden war.

Der große Schauspieler David Garrick war mit dieser Familie befreundet; er kannte aber auch den betrügerischen Neffen und wußte, daß dieser junge Lebemann nicht wenig abergläubisch veranlagt war.

Eines Tages besuchte er die um ihr Erbe betrogenen Verwandten des Verstorbenen. Man plauderte über den unerwartet Heimgegangenen und kam auch darauf zu sprechen, daß er immer altmodische Kleider getragen hatte. Der gaunerische Neffe hatte den um ihren Vermögensanteil gebrachten Leuten die Anzüge des Onkels geschenkt. Garrick ließ sich die hinterlassene Garderobe zeigen, und ohne recht zu wissen warum, wandelte ihn die Lust an, sich mit einem der Kostüme zu bekleiden. Er begab sich in das obere Stockwerk, zog sich dort um, setzte die Perücke des Verewigten auf und betrachtete sich in einem Spiegel. Da erfaßte ihn die Lust am Spiel. Er ahmte den Gesichtsausdruck des Abgeschiedenen nach, gab seiner Stimme den eigenartigen Klang des Verstorbenen und fühlte sich immer mehr in das Wesen des Mannes ein, den er gut gekannt hatte, und der nun in der Gruft ruhte.

Darüber ging die Zeit hin. Da Garrick so lange ausblieb, schickte der Hausherr einen alten Diener ins obere Stockwerk. Er sollte Garrick zum Tee bitten.

Der Diener ging hinauf, klopfte an und erschrak heftig, denn

er glaubte, die ihm wohlbekannte Stimme des verstorbenen Herrn zu hören. Aber die Betroffenheit wich rasch. Er klinkte das Türschloß auf, öffnete den Flügel und erschrak bis ins Mark. Vor ihm stand der Geist des einstigen Herrn. Am ganzen Körper zitternd, raffte sich der alte Diener zusammen, stolperte über die Treppe hinunter und erzählte schreckensbleich, was er eben gesehen habe.

Alle wußten sofort, was geschehen war. Der Hausherr ging hinaus, um Garrick zu holen. Nach einer Weile wollten auch die andern den Schauspieler in seiner Verkleidung sehen und verließen das Zimmer. Kaum waren sie bis zur Treppe gekommen, da blieben sie wie gebannt stehen. Auf das Treppengeländer und auf einen Stock gestützt, kam die hohe, gebrochene Gestalt des Onkels herunter. Die Ähnlichkeit war erschreckend und unheimlich.

Da blitzte in Garricks Hirn ein Gedanke auf, den er aber nicht aussprach. Er zog sich wieder um und man unterhielt sich an diesem Abend noch lange über spukhafte Geschehnisse.

Als Garrick abreiste, nahm er einen Teil der Garderobe des Verstorbenen mit.

In seiner Wohnung in London zog Garrick nochmal die Kleider an, studierte den Gesichtsausdruck des Verstorbenen und ging entschlossen fort. Es war Nacht und nur wenige Menschen begegneten ihm, die nichts Auffallendes an dem alten Mann fanden, an dem sie vorüberschritten.

Der Schauspieler betrat das Haus des betrügerischen Neffen, gelangte unbehindert zum Wohnzimmer und klopfte an. Grausig war der Eindruck, als die Gestalt unter dem Türrahmen erschien, regungslos stehen blieb und den tödlich erschrockenen Neffen vorwurfsvoll ansah.

Bebend starrte der Betrüger den Geist des Oheims an. Sein Herzschlag stockte als die Erscheinung zu reden begann: „William, was hast du getan? Du hast ein Verbrechen begangen, du hast meine Erben betrogen! Wehe dir! Ich mahne dich, gib zurück, was du gegen meinen letzten Willen veruntreut hast. Tue das bald. Hast du morgen nicht alles gut gemacht, so werde ich wieder erscheinen. Dann hat die letzte Stunde für dich geschlagen!"

Langsam schloß sich die Tür. Die Gestalt war verschwunden.

Von Grauen geschüttelt, raffte der Neffe am nächsten Tag alle Wertpapiere zusammen, versiegelte die Stücke und schickte sie den rechtmäßigen Erben.

Im Hause der so unerwartet überraschten Familie begriff niemand, warum sich dieser Wandel vollzogen hatte. Garrick, der es wohl wußte, schwieg. Er hatte bei seinem nächsten Besuch die Kleider des Verstorbenen wieder mitgebracht und in den Schrank getan.

Der abergläubische Betrüger aber stand noch lange unter dem erschütternden Eindruck der gespenstischen Erscheinung.

Es ist möglich, daß in der englischen spiritistischen Literatur die Erscheinung dieses Geistes als zweifellos verbürgter Fall eine Rolle spielt, gleich vielen anderen Gespenstergeschichten. Der Schauspieler Garrick schilderte den Vorgang in seinen Memoiren. H. Crus.

Ein aufgehobener Brauch

Trotz aller Gleichheitsbewegungen, die von den Frauen angestrebt wurden, um mit dem Mann auf gleicher Stufe zu stehen, trotz „Bubikopf" und amerikanischer Herren-Damen-Mode bestehen noch mancherlei Kleinigkeiten aus ältester Zeit, die einst für Mann und Frau bedeutsam gewesen sind. Man müßte weit in fernste Zeiten zurückschweifen, wollte man die Gründe dafür beibringen, warum die linke und die rechte Körperseite bei Frauen und Männern als verschieden gegolten haben. Wer denkt heute noch daran, daß die Wesensverschiedenheit beider Geschlechter auch darin zum Ausdruck kam, daß die Kleidungsstücke des weiblichen Teils nach links, die der Männer aber nach rechts zugeknöpft wurden. Die Begründung dafür ist vergessen, aber die Männerwelt knöpft Weste, Rock und Überzieher immer noch rechts zu. Bei Frauen ist's umgekehrt. In der Kirche gab es einst eine „Weiberseite", die nur den Frauen zum Sitzen vorbehalten war. Es ist der linke Teil im Kirchenschiff gewesen. Rechts saßen die Männer auf ihrem Vorzugsplatz.

Nun herrschte bis in die neueste Zeit in einigen Dörfern Vor-

arlbergs der vom uralten Herkommen abweichende Brauch, daß die Frauen der Gemeinde in der Kirche auf der rechten Seite saßen, die sonst fast überall ausschließlich den Männern vorbehalten war.

Fiel das einem Ortsfremden auf und wollte er wissen, warum das hier so gehalten würde, so hieß es meist, das sei immer so gewesen; kein Mensch aber konnte erklären, woher dieser Brauch stammte. Und doch gab es einmal einen Anlaß, der Ursache ward, daß die Frauen das Recht erhielten, auf der ihnen sonst vorenthaltenen Männerseite zu sitzen.

Kurz vor dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1647, hatte der schwedische General Wrangel die Bregenzer Klause erstürmt. In der üblichen Art der Soldateska hatten die Eroberer in zügellosester Weise alles zerstört, niedergebrannt, verwüstet und so grundübel gehaust, daß die einheimische Bevölkerung immer heftiger gereizt, zuletzt in offenen Aufruhr geriet. Besonders waren es Frauen und Mädchen, die den höllischen Unfug der Landsknechte nicht mehr zu ertragen gewillt waren. Sie stachelten die Männer nicht nur zur Abwehr auf, sondern griffen selber, zum Äußersten entschlossen, zu allem, was als Waffe brauchbar schien, und gingen auf die Schweden los. Die Kerle suchten da und dort zu fliehen, fanden aber nirgends mehr Sicherheit und wurden bis auf den letzten Mann erschlagen. Die mutigen Weiber hatten sich so beherzt und männlich erwiesen, daß ihnen von da an in den Kirchen die Männerseite eingeräumt wurde. Seit der Vertreibung der Schweden erhielt sich dieser Brauch besonders in den Dörfern Egg, Andelsbuch und Schwarzenberg. So kamen die Frauen durch ihre Tapferkeit von der linken Weiberseite auf die rechte Männerseite. H. Holm.

Des Sultans Irrtum*

Ein Heiliger, der in Syrien lebte, predigte in einem Wald und nährte sich vom Laub der Bäume. Der Sultan des Landes besuchte ihn und sprach: „Wenn du willst, werde ich in der Stadt dir ein gesundes, angenehmes Häuschen bauen lassen, wo du

* Aus dem Persischen übersetzt von Dr. Max Funke.

deiner Frömmigkeit besser leben kannst, als hier im Wald. Mein Volk wird dein Beispiel nachahmen und dafür deinen Segen empfangen."

Der Heilige achtete dieser Rede nicht. Da sprachen die Höflinge auf ihn ein: „Aus Rücksicht auf den Sultan ist es geraten, einige Tage in der Stadt zu verbringen, um das Haus anzusehen, das er dir anbot. Wenn dir das Klima nicht behagt, oder wenn dich die Nachbarschaft stört, kannst du wieder in deinen Wald zurückkehren!"

Der Heilige entschloß sich und reiste ab.

Später hörte er, daß man ihm den Garten des Sultans anbot, einen prachtvollen Ort. Rote Rosen sah man auf zahlreichen Wangen junger Mädchen. Die Hyazinthen bildeten die Haarlocken aller Schönen, und halb geöffnete Granatäpfel flammten auf im dunklen Grün.

Der Sultan schickte dem Heiligen ein reizendes junges Mädchen. Blendend war die Schöne. Er sandte ihm einen jungen Sklaven, dessen Körper unvergleichlich war.

Der Frömmling kleidete sich schön und verzehrte die leckersten Bissen. Die Gerüche, die ihn umgaben, atmete er mit Hochgenuß ein. Das junge Mädchen und den jungen Sklaven beachtete er nicht.

Die Weisen sagen: „Ein Haarlöckchen ist oft eine unzerreißbare Kette, welche die Flügel der Klugheit bindet. Es ist auch ein Netz, das einen leichten Vogel gefangen hält."

Um meiner Liebe zu frönen, meine heimliche Geliebte, habe ich meine Religion und meine Wissenschaft geopfert! Heute bin ich der leichte Vogel und du das Netz.

Kurz, das Glück des Heiligen ging zu Ende.

*

Jedermann, der auf dieser verächtlichen Welt den Reichtum genießt, ähnelt einer Fliege, deren Füße am Honig kleben.

*

Eines Tages wünschte der Sultan den Heiligen zu sehen und erkannte ihn nicht mehr. Gesättigt lag der Derwisch auf einem

Sofa und der Sklave wedelte ihm mit einem Pfauenfächer kühle Luft zu. Der Herrscher freute sich am Wohlergehen des Derwischs.

Dann unterhielten sie sich über alles Mögliche, bis der Herrscher sagte: „Ich verehre viele Weise und Heilige ..."

Ein erfahrener Wesir erklärte: „Herr, gerecht ist es, daß du Gutes Weisen und Heiligen gewährst. Gib den Weisen Gold, daß sie Bücher kaufen können, aber den Heiligen gib nichts, damit sie bleiben, wie sie sind. Ein Heiliger darf weder eine Drachme noch einen Golddinar besitzen. Wenn ein Heiliger in deinem Dienst Geld erhält, jag' ihn sofort zum Teufel!"

*

Die Finger eines jungen Mädchens sind ohne Ringschmuck schön.

Ein schönes junges Mädchen soll allen Tand und Schmuck verachten, denn es hat keinen Bedarf, zu gefallen.

Recht habt ihr, meine Mildtätigkeit zu tadeln, wenn ich ein Geizhals oder ein hartherziger Reicher bin.

Vom Regen in die Traufe geraten

Nur wenige Lagen gibt es, die man peinvoller empfindet, als wenn man zur genauen Zeit in Gesellschaft erwartet wird, vom Regen auf der Straße überrascht, ohne Schirm und Aussicht auf einen rettenden Wagen unter irgend einer Türe in einem obendrein fremden Stadtviertel steht, und langsam, aber dafür umso ergiebiger durchnäßt, jede Hoffnung verliert, weiterzukommen. Wer Wettergüsse in Italien nicht erlebt hat, weiß nicht, was Regen ist. Zu Zeiten steht man dort gewissermaßen in einer einzigen Wassermasse, die, wie unter einem Wasserfall, sintflutartig herabströmt.

Ferini, ein beliebter Schriftsteller und einer der witzigsten Köpfe in Rom, wurde eines Tages vom Regen überrascht, flüchtete in einen Hausgang, in dem schon mehrere Leidensgenossen zusammengepfercht standen, und betrachtete ängstlich den sackgrauen

Himmel. Windstöße jagten brandungsähnliche Schwaden über den Platz, Fiaker sausten besetzt vorüber. Die Aussicht, weiterzukommen, schien hoffnungslos.

Nach einer Weile sah er einen Herrn, der unter einem großen Regenschirm daherkam. Ferini lief auf den ihm fremden Mann zu, faßte ihn vertraulich beim Arm und sagte in liebenswürdig-verbindlichem Ton: „Wie freut es mich, Sie wiederzusehen! Seit Tagen suche ich Sie, um mit Ihnen über Julietta zu sprechen. Ich muß Ihnen eine höchst merkwürdige Geschichte von ihr erzählen."

Ohne dem Herrn mit dem schützenden Schirm Zeit zur Erwiderung zu lassen, begann Ferini zu sprechen, spann die Geschichte immer weiter aus und steuerte dabei geschickt einem Café zu, das am Ende einer Straße lag. Endlich stand Ferini mit seinem Schirmträger vor dem ersehnten Lokal. Da erschrak Ferini, sah dem Mann verblüfft ins Gesicht und rief: „Verzeihung, mein Herr! Ich habe Sie mit einem meiner Freunde verwechselt, dem Sie in der zweifelhaften Wetterbeleuchtung allerdings überraschend ähnlich sahen."

„Darüber war ich mir bald klar, aber ..."

„Jawohl! Sie wollen sagen, ich ließ Sie ja nicht zu Wort kommen. Diese Verwechslung ist mir überaus unangenehm. Ich ersuche Sie nochmals höflich um Entschuldigung und bitte um Ihre Verschwiegenheit. Hoffentlich hielt ich Sie nicht zu lange auf."

„Mein Wort darauf! Und vielen Dank für die ausgezeichnet erzählte Geschichte der Donna Julietta."

Ferini zog seinen Hut, verbeugte sich und ging in das Café. Am Tisch seiner Freunde rief er: „Eben habe ich mir einen fremden Herrn als Begleiter und Schützer geangelt. Er hat sicher nicht gemerkt, wozu er mir diente."

Dann erzählte er ihnen, wie er sich durch den Regen führen ließ. Man lachte eine Weile und plauderte über den guten Einfall Ferinis. Da sagte einer der Freunde: „Deine Krawatte ist ja aufgegangen."

Ferini griff nach dem Hals und wurde blaß. Seine Schlips-

nadel, ein wertvoller Saphir, war fort. Bald darauf vermißte er seine Uhr und die Börse. Der Mann, dem er sich aufgedrängt hatte, war ein Taschendieb gewesen. Das gab neuen Anlaß zum Lachen. Nur Ferini fand die Geschichte nicht lächerlich. L. N.

Auflösungen der Rätsel des 7. Bandes:

Rösselsprung S. 119: Wir sind nicht auf dieser Welt, um glücklich zu sein und zu genießen, sondern um unsere Schuldigkeit zu tun, und je weniger meine Lage eine selbstgemachte ist, umso mehr erkenne ich, daß ich das Amt versehen soll, in das ich gesetzt bin. Bismarck.

Zitatenrätsel S. 119: Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen, und das Erhabene in den Staub zu ziehn.

Palindrom S. 129: Ne = ger, Neger, Regen.

Füllrätsel S. 140: 1. **G**nu, 2. Blatt, 3. **R**uh, 4. **Uh**r, 5. **R**eh, 6. Se**i**ne, 7. **E**ms = Nauheim.

Verschiebrätsel S. 140: **Ra**bbiner, Milliarde, **T**reibeis, Telephon, Gymnasium, Stieglitz, Schottland, Oleander, Ammersee = Barometer, Brennglas.

Homonym S. 146: Grillen.

Silbenrätsel S. 156: **E**rdbeben, **R**oland, **N**achttisch, **St**andarte, **I**solani, **S**tachet, **T**iele, **A**rmenier, **S**igismund, **L**oni, **E**rle, **B**allistik, **E**rsau, **N**apoleon, **U**rfaust = Ernst ist das Leben und heiter die Kunst.

Logogriph S. 168: Falke, Alk.

Buchstabenrätsel S. 188: Laub, Lauf, Laus, Laut.

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 5 trafen nach Redaktionsschluß ein von: Adolf Münzer, Essen=Ruhr (6); Ernst Hermann, Königsberg i. Pr. (7); Therese Streit, Klagenfurt (4). Richtige Lösungen aus Band 6, Jahrgang 1925 trafen ein von: Harry Brennemann, Leipzig (5); Kurt Eifrig, Leipzig=Gohlis (7); Adele Gugenbichler, Tamsweg, Salzburg (7); Frau Dr. Th. Gumlich, Ludwigshafen a. Rh. (6); Luise Hoffmann, Breslau (6); Anna Hopfer, Berlin=Friedenau (6); Leo Hedler, Düsseldorf (7); Berta Kammoischer, Ratiborhammer (5); Fritz Klein, Nannheim a. Main (7); Marie Kropf, München (7); Heinrich Lotz, Bergen b. Frankfurt a M. (7); Linda Löbel, Pleißa b. Limbach i. S. (4); E. Luther, Kolberg a. d. Ostsee (7); Lilly Noack, Homburg, Saargebiet (7); Liddy Pagel, Leipzig (7); Bruno Picard, Schlotheim (7); Dr. Raimund Pihan, Tetschen a. E. (7); Fritz Reumann, Freising i. Bay. (2); Martha Rieprich, Cest=Fellini (5); Paul Schön, Leipzig=Schleußig (7); Klara Seifert, Neustadt b. Coburg (1); Karl Sieber, Mannheim=Feudenheim (1); Therese Streit, Klagenfurt (6); Adolf Thiele, Berlin=Wilmersdorf (1); Maria Walter, Frankfurt a. M. (7); Franz Zinke, Tetschen a. E. (7); Marie Zöhler, Halle a. S. (7).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Österreich verantwortlich Robert Mohr, Wien.



